

PROFIL

Einbruch

Betrug

Drogen

Stalking

Gewalt

Ermittler

Daten

Urteil

Haft

Freiheit

Liebe Leserinnen und Leser,

„Ich hab‘ Ihnen mal ein paar Drogen mitgebracht.“ Sagte der Kriminalhauptkommissar und packte Spice, Speed, Crack, Heroin und Kokain in winzigen, fein säuberlich beschrifteten Tütchen auf den Tisch – für die meisten von uns Objekte aus einer anderen Welt. Wir waren gerade angekommen in Frankfurt am Main, Deutschlands kriminellster Stadt. So sagt es zumindest die Statistik.

Das Gefühl, eine andere Welt kennenzulernen, ließ uns zehn Tage lang nicht los: Wir sahen Gefängniszellen von innen und begleiteten deren Insassen nach draußen. Wir sprachen mit Drogendealern, die dank Fußfessel frei und mit Drogenabhängigen, die in ihrer Sucht immer noch gefangen sind. Wir hatten es mit Stalkern zu tun, mit Einbrechern und mutmaßlichen Vergewaltigern. Aber auch mit deren Opfern und einer jungen Frau, die einem Mörder Briefe in die Todeszelle schickt. Wir sprachen mit der Polizei, die Täter verfolgt, und mit den Richtern, die sie verurteilen. Und mit Sozialarbeitern, die gerade das niemals tun.

Wir fanden heraus, dass Frankfurt vielleicht doch nicht die Hauptstadt des Verbrechens ist, aber ein guter Ort, um ein *PROFIL* davon zu zeichnen.

Packende Lektüre wünscht
die Redaktion



Editorial	3	32	Mal was anderes
			Jugendliche Straftäter machen Kunst im Knast
Deutschlands kriminellste Stadt	5	35	Blutige Lektüre
Warum Frankfurt auch diesen Titel nicht verdient			Warum wir Krimis lieben
Angriff auf die Psyche	10	40	Von Maden und Morden
Was ein Einbruch mit den Opfern macht			Der Kriminalbiologe Mark Benecke ist in mehrfacher Hinsicht einzigartig
Von Produktpiraten und Insolvenzverschleppern	13	44	Die Chemie des Bösen
Ein Staatsanwalt erklärt, warum nicht nur Banken die Bösen sind			Ein Gespräch mit dem Angstforscher und Psychiater Borwin Bandelow
Geliehenes Glück	14	46	Briefe aus dem Todestrakt
Protokoll einer Drogen-Karriere			Protokoll einer Freundschaft
Frag doch Alice	16	50	Freiheit in Fesseln
Partydrogen und der Umgang damit			Wie ein Ex-Drogendealer mit einer Fußfessel lebt
Brauchen wir die Vorratsdatenspeicherung?	18	52	Zu Unrecht im Gefängnis?
Ein Kriminalbeamter und ein Sozialforscher streiten sich			Ein verurteilter Bankräuber versucht, seine Unschuld zu beweisen
Kurvendiskussion	20	56	Gift im Ebbelwoi
Fans zwischen Fußball und Gewalt			Ein Frankfurt-Krimi zum Mitmachen
Der Abwehrspezialist	23	58	Schwarzfahren – das macht doch jeder!
Hessens Innenminister Boris Rhein zu Datenschutz und Fangewalt			Kavaliersdelikte verursachen hohe Kosten
Des Volkes Stimme	25	59	Endlich draußen
Schöffen entscheiden über Schuld und Unschuld			Häftlinge über ihren Start in die Freiheit
Ständig gestört	28	62	Die Redaktion
Stalker machen das Leben zur Hölle		64	Impressum



UND EWIG GRÜSST Tabelle 11

Frankfurt am Main ist Deutschlands kriminellste Stadt. Sagt die Polizeiliche Kriminalstatistik. Bloß: Ganz so einfach ist das nicht. Wolfhard Dobroschke kämpft um den Ruf seiner Stadt. Seine Waffe: Zahlenkolonnen

von Gabriel Kords



Wolfhard Dobroschke findet, Tabelle 11 sei „eine Frechheit“

»ANDERE STÄDTE SIND FROH, WENN SIE MIT DEM FINGER AUF UNS ZEIGEN KÖNNEN«

VIELLEICHT IST KONRAD ADENAUER AN ALLEM SCHULD.

Er verhinderte 1949, dass Frankfurt am Main Hauptstadt der neuen Bundesrepublik wurde. Ein Wahlsieg von Frankfurt sei ein Sieg für seinen SPD-Widersacher Kurt Schumacher, sagte er seinen Leuten, und da stimmten sogar die hessischen Christdemokraten für Bonn als Bundeshauptstadt. Die Frankfurter gingen leer aus, obwohl sie sich der Hauptstadt-Ehre schon sicher wähnten. Ein Plenarsaal war gebaut und auf den Sitz von Landes- und Bezirksregierung hatte man auch verzichtet. So ist Frankfurt seitdem: Deutschlands größte Stadt ohne Regierungssitz.

Die Stadt hat einen Dom, in dem früher deutsche Kaiser gekrönt wurden. Goethe wurde hier geboren, aber seine Meisterwerke schuf er woanders. In Frankfurt steht die Paulskirche, doch die dort entstandene Verfassung trat nie in Kraft. Inzwischen gibt es noch den Flughafen und Banken in Wolkenkratzern. Aber was ist das schon gegen einen Hauptstadt-Titel?

Wobei: Zumindest einen Titel trägt die Stadt. Sie ist Deutschlands Kriminalitäts-Hauptstadt. Nirgendwo sonst werden so viele Straftaten pro Kopf begangen wie in Frankfurt. Seit 1971 veröffentlicht das Bundeskriminalamt den Wert in der jährlichen Kriminalstatistik. Seitdem holte Frankfurt den Titel so gut wie immer, 22 Mal allein in den vergangenen 25 Jahren. Vielleicht ist es die sonstige Titel-Armut, die es zuweilen wirken lässt, als wären die Frankfurter beinahe stolz darauf. Ein Frankfurt-Fanshop verkauft T-Shirts mit der Aufschrift „Frankfurt. Hauptstadt des Verbrechens.“ Es gibt sogar eine spezielle Stadtführung zum Thema. „Frankfurts kriminelle Stadtgeschichte“ heißt die.



Sieht so die Hauptstadt des Verbrechens aus?

Wer bei offiziellen Stellen fragt, was sie von dem Titel halten, ertotet ein Seufzen und dann den Hinweis: „Da müssen Sie mal den Dobroschke anrufen!“ Wolfhard Dobroschke ist stellvertretender Leiter der Abteilung Statistik in der Frankfurter Stadtverwaltung und seufzt auch erst mal. Dann sagt er: „Kommen Sie morgen in mein Büro.“

Dobroschke ist 55, hat ziemlich kurze Haare, trägt Schlips und eine randlose Brille. Er hat sich vorbereitet auf das Gespräch, hat einen Beratungsraum reserviert, damit der Besucher das Chaos auf seinem Schreibtisch nicht sieht. Er hat Tabellen und Diagramme ausgedruckt und die neueste Kriminalstatistik aus dem Regal geholt, 754 Seiten mit Tabellen; er hat ein paar Klebezettel hineingepappt. Er blättert zum ersten Zettel, Seite 63, Tabelle 11.

Tabelle 11 ist die jährliche Schmach der Stadt Frankfurt. „Registrierte Kriminalität in den Städten ab 100.000 Einwohner“, steht in erlesenem Behördendeutsch darüber, und dann folgen jene „Häufigkeitszahlen“, die Frankfurt den Titel eingebracht haben. Zuletzt waren es 16.137 Straftaten pro 100.000 Einwohner, gefolgt von Düsseldorf (15.130) und Köln (14.838). Wie

immer titelten die Gazetten: „Frankfurt ist die Hauptstadt des Verbrechens“. Oder: „Frankfurt ist Deutschlands gefährlichstes Pflaster.“ Wenn die neuen Zahlen erscheinen, raufen sie sich die Haare im örtlichen Polizeipräsidium und bei der Stadtverwaltung, der Sicherheitsdezernent beklagt den „Imageschaden hinsichtlich unserer Attraktivität für Bürger und Unternehmen“.

Das war auch vor sechs Jahren schon so. Der damalige städtische Sicherheitsdezernent hieß Boris Rhein, heute ist er hessischer Innenminister, und als Frankfurt 2008 mal wieder den Titel bekam, ließ er seinen Statistiker antreten: „Dobroschke, da muss sich doch etwas machen lassen.“

Es ließ sich etwas machen. Dobroschke und zwei Kollegen saßen wochenlang zusammen und nahmen die Zahlen aus der Statistik auseinander: „Nicht nur die von Tabelle 11, auch den 700-seitigen Rest.“ Heraus kam ein Papier, über das die städtische Pressestelle später den Titel setzte: „Kriminalstatistik im Städtevergleich: Frankfurterinnen und Frankfurter leben sicher.“ Der Inhalt: Dutzende Zahlenkolonnen, die belegen sollen, dass das alles gar nicht so ist, wie Tabelle 11 behauptet.



Der Ben-Gurion-Ring gilt als Kriminalitätsbrennpunkt. Doch Brennpunkte gibt es in jeder Großstadt

Überhaupt, Tabelle 11 sei eine Sache für sich. Dobroschke zeigt auf eine Fußnote: „Die ist eine Frechheit!“ In der Fußnote steht, die Daten seien nur bedingt vergleichbar, weil die Taten je nach Stadt etwas unterschiedlich erhoben würden. Das empört Dobroschke: „Die schreiben also: Nehmt die Tabelle bloß nicht so ernst, die ist eigentlich Quatsch.“ Und dann landet sie trotzdem jedes Jahr wieder in der Statistik und Frankfurt bekommt wieder den Titel.

Dobroschke bereitet sich inzwischen jedes Jahr auf den Tag vor, an dem der Bundesinnenminister die neue Statistik vorstellt: „Wir haben dann eine Stellungnahme in der Schublade, die verschicken wir im Anschluss an die Vorstellung.“ So war es zuletzt im Mai 2012. Der Stellungnahme ist eine gewisse Gereiztheit anzumerken: „Und ewig grüßt schon im Titel das Murmeltier: Spitzenkennzahl der Kriminalstatistik zeichnet wieder falsches Bild von Frankfurt“. Es folgt: Dobroschkes Gegenangriff. Und der geht so: „Schuld an der Misere sind der Flughafen, die Pendler und die Schwarzfahrer.“ Der Reihe nach: Sechs Prozent aller Frankfurter Straftaten ereignen sich auf dem Flughafen; Schmuggel, Gepäckdiebstahl oder Nagel-feilen im Handgepäck. Außerdem illegale Einreiseversuche. In Frankfurt fallen jährlich rund 10.000 Fälle an – gefolgt von Berlin mit etwa 5.000. Doch warum zählt München, wo Deutschlands zweitgrößter Flughafen liegt, zu den Städten mit der niedrigsten Pro-Kopf-Kriminalität? Dobroschke pariert: „Deren Flughafen gehört nicht zum Stadtgebiet.“



Wie sicher leben die Frankfurter? Genauso sicher wie anderswo, sagt die Stadtverwaltung

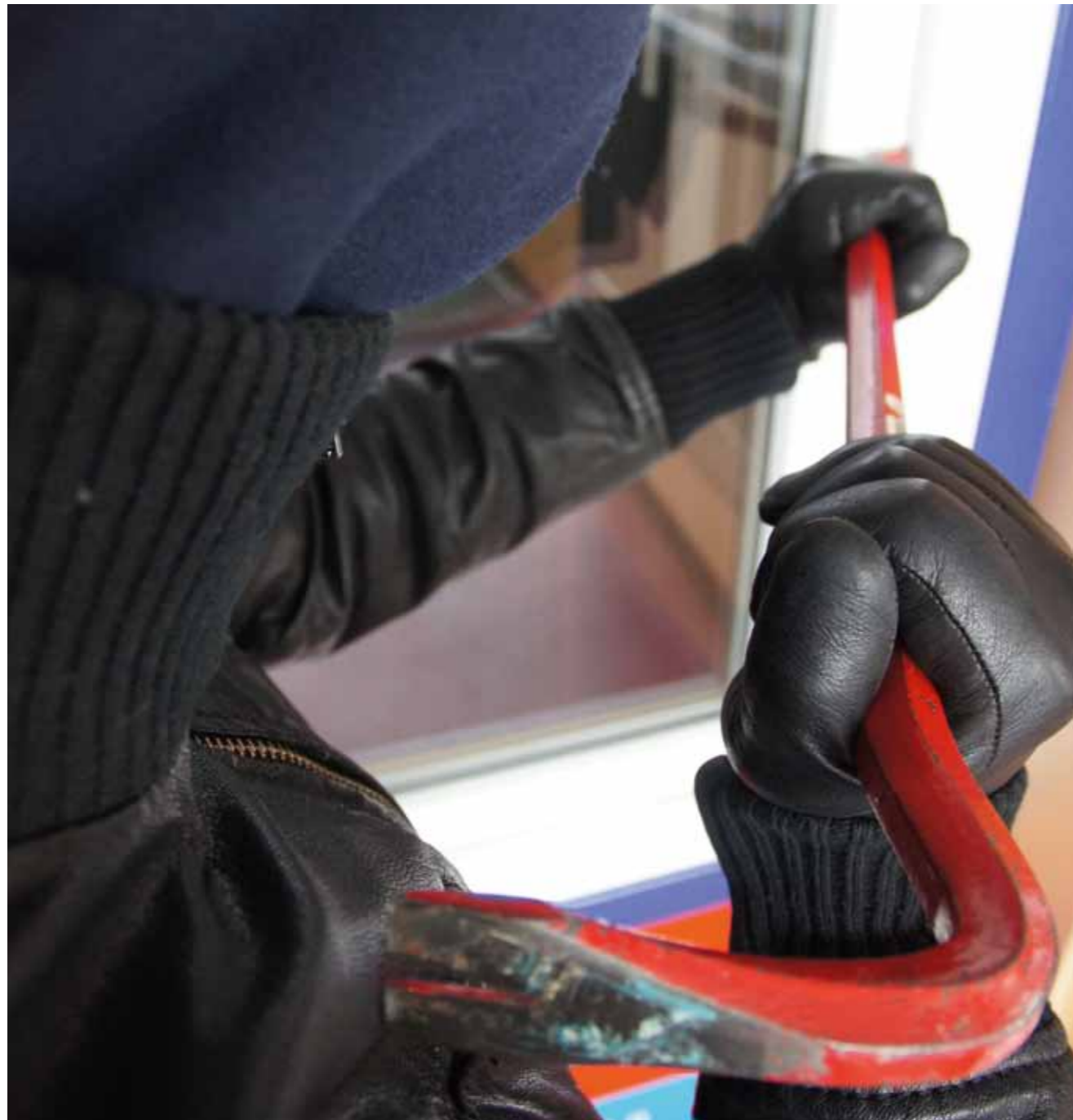
Das zweite Problem sind die Pendler: Tagsüber halten sich über eine Million Menschen in Frankfurt auf, wo aber nur 700.000 wohnen. Nirgendwo sonst in Deutschland pendeln so viele Menschen in eine Stadt ein. „Aber bei der Pro-Kopf-Zahl in der Statistik werden sie nicht berücksichtigt.“ Die Schwarzfahrer sind in Dobroschkes Augen die dritte Ursache: Scharfe Kontrollen ließen die Fallzahlen steigen. „Glaubt man der Statistik, gibt es in Frankfurt zehn Mal mehr Schwarzfahrer als in München.“ Es sei absurd, den Bayern deswegen größere Tugendhaftigkeit zu unterstellen. „Die werden da bloß nicht so oft erwischt.“ Der Statistik wegen werde in vielen Städten auch einfach auf eine Anzeige verzichtet, wenn der Täter brav zahle, glaubt Dobroschke, der die Zahlen entsprechend umgerechnet hat. Mit Pendlern, ohne Schwarzfahrer und illegale Einreiseversuche liegt Frankfurt auf Platz 21 von 38, „hinteres Mittelfeld“, wie Dobroschke betont. Spitzenreiter in seiner Liste ist Berlin, gefolgt von Bremen und Lübeck. Selbst Orte wie Magdeburg, Oberhausen und Freiburg stehen dann vor Frankfurt.



Postkartenmotiv „Mainhattan by night“: Ist Frankfurt die „kleinste Metropole der Welt“?

Als Dobroschke seine Studie fertigstellte, schrieb der Sicherheitsdezernent einen Brief nach Berlin an die Macher der Statistik. „Wir haben eine Änderung der Tabelle vorgeschlagen“, sagt Dobroschke. Eine Reaktion gab es bisher nicht. „Die anderen Städte sind ja froh, wenn sie mit dem Finger auf uns zeigen können. Und dem Bundeskriminalamt ist es egal, wer Spitzenreiter ist.“ Und die Frankfurter? „Die Lokalpresse schreibt den Unsinn inzwischen nicht mehr“, sagt Dobroschke. „Und den Internet-Portalen mit ihren unterbezahlten Praktikanten werden wir das sowieso nicht austreiben können.“

Doch was bleibt, wenn Frankfurt den Titel „Kriminalitäts-Hauptstadt“ nicht mehr trägt? Bei der Frage nach Superlativen für seine Stadt tut sich Dobroschke schwer: „Die Skyline ist halt schon ganz nett.“ Aber was hebt Frankfurt auf oder über das Niveau von Städten wie München, Hamburg oder Berlin? Dobroschke seufzt. Vielleicht hilft ihm im Kampf um den guten Ruf seiner Stadt ja ein Ausspruch der ehemaligen Oberbürgermeisterin Petra Roth. Für sie ist Frankfurt nämlich schlicht „die kleinste Metropole der Welt“.



Einbruch INS INNERSTE

von Jessica Deringer

Alle vier Minuten wird in ein Haus oder eine Wohnung in Deutschland eingebrochen. Die meisten Einbrüche passieren in Großstädten wie Frankfurt, denn dort bleiben die Täter am ehesten unentdeckt. Der Sachschaden ist für die Opfer meist nicht das Schlimmste. Jahre und Jahrzehnte leiden sie unter den psychischen Folgen

Das Erste, was sie komisch findet, sind die Geräusche. Maria Weitzel* steht im Haus, aber sie hört trotzdem das Rauschen der Straße. Hat sie die Terrassentür offengelassen? Ein Fenster? Aber im Erdgeschoss ist alles zu. Als sie das Schlafzimmer im ersten Stock betritt, hängt die Balkontür gerade noch so in den Angeln. Zehn, zwölf Kerben sind am Türrahmen zu sehen, als hätte jemand wie ein Berserker mit einem Brecheisen daran herumgehobelt. Wäsche und Kleidung liegen auf dem Boden verstreut. Schubladen sind aus den Schränken gerissen. Alles, was man öffnen kann, ist offen.

Bei Familie Krowarz kamen die Einbrecher mitten in der Nacht. Gut 30 Jahre ist es schon her, trotzdem erinnert sich Rose Krowarz noch genau. „Es war drei, halb vier Uhr, als mein Mann unten einen Schlag hörte“, erzählt sie. Er geht die Treppe runter, um den Eindringling zu stellen. Die Terrassentür steht offen, aber der Einbrecher ist weg. Krowarz weckt seine Frau, damit sie die Polizei ruft. Die ist Raucherin, auf den Schreck braucht sie eine Zigarette, die sie aus ihrer Handtasche nehmen will. Aber die Tasche ist weg – und mit ihr Autoschlüssel, Portemonnaie und Kreditkarten.

Auch drei Jahrzehnte später ist Hessen nicht einbruchssicher: Statistisch gesehen wird hier täglich 27 Mal in Wohnungen und Häuser eingebrochen. Insgesamt 10.570 Einbrüche gab es im Jahr 2012, 304 weniger als im Jahr davor. Auch wenn die Quote sich verbessert hat: Nur ein Fünftel aller Fälle wird aufgeklärt, denn die Täter hinterlassen kaum Spuren. Sobald sie jemanden kommen hören, sind sie weg. Egal wo sie einbrechen, sie sind auf der Suche nach zwei Dingen: Bargeld und Schmuck, den sie weiter verhöckern. Alles andere lassen sie meist da. Und nehmen den Opfern doch Dinge, die mehr wert sind als Geld.

Zunächst vermissen die Weitzels nichts. Erst nach ein, zwei Tagen bemerkt Christoph Weitzel* eine Aussparung in der

Staubschicht unter dem Schreibtisch. Bis zum Einbruch hatte dort eine stählerne Geldkassette gestanden. Jetzt ist sie weg. Geld war nicht drin, dafür Erinnerungsstücke an seinen verstorbenen Vater, an die Geburt des Sohnes. Zum Beispiel das Plastikband mit seinem Namen, das die Krankenschwester dem Säugling kurz nach der Geburt um den Fuß wand. Irgendwann hatte er das seinem Sohn schenken wollen. Auch bei Rose Krowarz fehlt eigentlich nicht viel. Einen Tag später taucht ihre Handtasche in einem Vorgarten eine Straße weiter wieder auf. Außer dem Bargeld und einem Parfümflakon ist noch alles da. „Aber was sie mir geklaut haben, ist meine Sicherheit im Haus.“



Auch dreißig Jahre nach dem Einbruch ist Rose Krowarz oftmals innerlich unruhig

Dieses Gefühl teilen viele Einbruchsoffer. Die psychischen Folgen sind meist viel schlimmer als der Sachschaden. Die Opfer werden schreckhaft, schlafen schlecht, haben Angst, abends aus dem Haus zu gehen und wieder heimzukommen. Viele fühlen sich nicht mehr sicher, manche ziehen sogar um.

In den Jahren nach dem Einbruch ist Rose Krowarz abends oft allein, ihr Mann ist beruflich viel unterwegs. „Wenn ich

PRÄVENTION

Wer wissen will, wie Einbrüche besser zu verhindern sind, kann sich unter www.polizei-beratung.de informieren.



Starke Schlösser, Riegel und besonders gesicherte Türkettchen sind laut Polizei der wirksamste Schutz vor Einbrechern

Auch Christoph Weitzel betritt das Haus nach dem Einbruch mit einem anderen Gefühl. Sobald er über die Schwelle tritt, ist er in Alarmbereitschaft. „Man hört anders“, sagt er. Ist es wirklich ruhig? Oder ist wieder Straßenlärm zu hören, so wie damals, als die Balkontür aufgebrochen war? Der natürlichste Schutzraum eines Menschen, sein Zuhause, hat für die Weitzels seine Sicherheit verloren. „Mein Haus, meine Burg“ gilt für sie nicht mehr. „Dieses Sicherheitsgefühl hat einer zerstört – mit Brachialgewalt“, sagt Christoph Weitzel. „Das war ein gravierendes, seelisch belastendes Erlebnis.“ Er verlässt die Wohnung nicht mehr, bevor er alle Schlösser kontrolliert hat. Fragt man die Polizei, sind starke Schlösser und Riegel auch das einzige, was wirklich hilft. Wuchtige rote Alarmlampen an der Hauswand bringen nur wenig. Zwar schrecken sie manche Einbrecher ab, verhindern können sie einen Einbruch aber nicht. Die Polizei empfiehlt deshalb mechanische Sicherungen, wie massive Türen, einbruchshemmende Fenster, Zusatzschlösser, Türspaltsperrern und Mehrfachverriegelungen. Wichtig sei, Anwesenheit vorzutäuschen, zum Beispiel mithilfe von Zeitschaltuhren, die abends das Licht anmachen, oder Nachbarn, die die Rollläden hoch- und runterziehen, wenn man selbst nicht zu Hause ist. Individuellen Rat bekommen Frankfurter bei der Polizeilichen Beratungsstelle. Manche bringen sogar Baupläne und ihren Architekten mit, um das Zuhause von Anfang an zu sichern.

Auch die Weitzels hatten vor, ihr gerade gemietetes Haus vor Einbrechern zu schützen, aber sie kamen nicht sofort dazu. Nach dem Einbruch fackeln sie nicht lange, sie machen das Haus komplett dicht: mit Pilzkopfverriegelungen für die Fenster, abschließbaren Fenstergriffen, einem Panzerriegel für die Haustür, Zusatzschlössern für die Kellerfenster und neuen Profilzylindern für die Schlösser. Fast 3.000 Euro zahlen sie für ihre Sicherheit. Das komische Gefühl bleibt.

Rose Krowarz fühlt sich nie wieder ganz sicher zu Hause. Obwohl der Einbruch schon dreißig Jahre her ist. Obwohl ja eigentlich nichts passiert ist. Immer, wenn sie alleine ist, ist auch die Angst wieder da. „Mein Mann war jetzt ein paar Tage weg, und da dachte ich: ‚Nee, du fängst jetzt nicht wieder an mit dem Fernsehen.‘ Ich hab mir gut zugeredet: ‚Es ist nix, leg‘ dich hin und schlaf.‘ Und da dachte ich: ‚Meine Güte, das ist immer noch da.‘ Also jetzt nicht mehr so stark. Aber es kommt, es kommt wieder hoch.“

früher alleine war, hab ich bis nachts um zwei Fernsehen geguckt, um so müde zu sein, um mich praktisch auf die Bettkante zu setzen und schlafend umzufallen. Und wenn mein Mann dann wieder da war, hab ich gesagt: ‚Hurra, ich kann um acht ins Bett gehen.‘ Ich dachte immer: ‚Die können unten nehmen, was sie wollen, die sollen nur nicht hochkommen.‘“



In neun von zehn Fällen, die auf dem Schreibtisch des Oberstaatsanwalts Ulrich Busch-Gervasoni landen, wird am Ende niemand bestraft. Im Interview erklärt der Leiter der Frankfurter Schwerpunktstaatsanwaltschaft für Wirtschaftskriminalität, warum Produktpiraten, Anlagebetrüger und Schwarzarbeiter so oft davonkommen



Seit mehr als 20 Jahren befasst sich Ulrich Busch-Gervasoni mit Wirtschaftsstrafsachen in Hessen

Klaus Zumwinkel, Franjo Pooth, Josef Ackermann: So mancher Prominente musste sich in letzter Zeit für eine Wirtschaftsstraftat verantworten. Stellt Wirtschaftskriminalität heute ein größeres Problem dar als früher?

Nein, auch wenn die Presse fleißig darüber schreibt. Seit der Finanzkrise interessieren sich die Leser eben verstärkt für Wirtschaftskriminalität und prominente Angeklagte sind besonders spannend. Wirtschaftskriminalität betrifft heute auch mehr Menschen, zum Beispiel die, die ihre Rente selbst anlegen. Wenn ein Anlageberater im großen Stil betrügt, können bei uns schon einmal 20.000 Anzeigen oder mehr eingehen.

Könnten Sie einen Betrug auch ohne Anzeigen aufdecken?

In vielen Fällen würden wir nichts davon erfahren. Leider hat oft keiner der Beteiligten Interesse an einer Anzeige. Nehmen Sie Unternehmen mit Schwarzarbeitern, die entdeckt man oft zufällig bei Baustellenkontrollen. Anzeige würde niemand erstatten, weil alle von der Straftat profitieren: Der Arbeitnehmer hat einen Job, der Arbeitgeber eine günstige Arbeitskraft. Den Schaden hat der Staat, dem riesige Summen entgehen, zum Beispiel Steuern und Sozialversicherungsbeiträge.

Die Hälfte der finanziellen Schäden durch Straftaten sollen von Wirtschaftskriminellen verursacht werden. Stimmt das?

Ich glaube, die Zahl ist deutlich höher. Genaue Zahlen kennt aber niemand. 90 Prozent der angezeigten Fälle landen nie vor Gericht. Zum Beispiel, weil die Straftaten verschleiert oder zu spät entdeckt wurden und dann verjährt sind. Weil es keinen guten Eindruck macht, die eigenen Mitarbeiter anzuzeigen, behalten Unternehmen Straftaten oft für sich.

Aber in vielen Unternehmen gibt es doch sogar eigens Personal, um Straftaten aufzudecken, die so genannten Compliance-Manager.

Ja, die sind auch Ansprechpartner für uns. Aber sie verschlechtern bei ihren internen Ermittlungen oft auch die Beweislage. Sie wollen eben etwas anderes als wir: Den Fall im Unternehmen schnell aufklären und die Verantwortlichen entlassen, nicht vorrangig Straftäter vor Gericht bringen.

Ist Wirtschaftskriminalität ein spezielles Problem der Banken- und Börsenstadt Frankfurt?

Wir werden seit der Finanzkrise stärker beobachtet. Mehr Straftaten gibt es aber nicht. Die meisten Fälle haben mit Insolvenz, Steuern oder Produktpiraterie zu tun. Über den Flughafen werden

gefälschte Markenprodukte importiert, auf den Messen ausgestellt und verkauft. Solche Fälle landen mehrere tausend Mal im Jahr bei uns.

Also ist der typische Wirtschaftskriminelle nicht unbedingt in den Hochhäusern im Bankenviertel zu finden?

Natürlich läuft in der Bankenbranche manches schief. Aber ob ein Manager zu viel Geld verdient oder ein Hedgefonds unseriös ist, das hat mit Strafrecht meist nichts zu tun. Das sind moralische, keine juristischen Aspekte. Für uns können und dürfen sie kein Thema sein, solange sie nicht unter Strafe gestellt sind.

Interview: Anna K. Bernzen

ALS DIE ABGEBROCHENE BIERFLASCHE AUS SEINEM RÜCKEN RAUSGEZOGEN WURDE, WEIL DIE DUMME MITARBEITERIN AUS DEM CLUB SO BLÖD WAR UND EINFACH ZOG UND ER FAST VERBLUTET WÄRE, ICH MEIN, DAS WEISS MAN DOCH, DASS MAN SO NE FLASCHE NICHT EINFACH RAUSZIEHEN DARF, NAJA, DAS HAT IHM JEDENFALLS DANN DOCH ZU DENKEN GEGEBEN.

Vor zehn Jahren war das mit dem Alk, als er richtig abgesumpft ist, und mit der Spielsucht, als er fast nur zu Hause war und Computerspiele gezockt hat. Es kam grad World of Warcraft raus. Gezockt und gesoffen hat er damals, weil sowieso alles irgendwie schon längst egal war.

Bei der Geburt war die Mutter 18, einen Vater gab's nie, Stress in der Schule, falsche Leute, mit 13 von der Mutter das erste Gras geklaut. Irgendwann mit 18 dann die erste Freundin, ein Jahr und zwei Monate waren sie zusammen, und eigentlich war sie die erste große Liebe. Aber das lief dann alles schief, die Beziehung, voll Chaos, und mit dem Skaten hat er auch aufgehört.

Und in der Zeit hatte dann plötzlich jemand Pillen dabei, Ecstasy. Und weil er jung war, und die Freundin eh weg, hat er's dann ausprobiert: Eben noch alles scheiße und jetzt totale Euphorie. Glückshormone des Grauens, sagt er heute. Aber damals haben sie so weitergemacht:

Playstation zocken und Drogen durchprobieren, Ecstasy, später auch LSD, Pep und an Silvester auch einmal Koks. Ein paar Leute sind mit der Zeit ausgestiegen, aber ein harter Kern ist geblieben. Jedes Wochenende.

Mit der Ausbildung zum Dachdecker hat das dann natürlich nicht mehr gepasst, ist ja klar: Jeden Montag völlig zerstört auf Arbeit auftauchen, das geht nicht ewig, da sagt der Chef irgendwann: Bis hierhin und nicht weiter. Und die Mutter auch. Aber es ging weiter, dreieinhalb Jahre lang, bis 2002. Dann hat er es sein lassen mit dem chemischen Zeug. Voll depressiv wurde er davon. Da hat er sich abgekapselt von diesen ganzen Leuten. Auf Amphetaminen bist du voll happy, voll im Liebesflash, aber im normalen Leben bleibt das aus. Da kannst du gar keine Glücksgefühle mehr entwickeln und, ich mein, mit 23 voll depressiv zu sein, das ist echt zu krass.

Dafür dann der Alk und das Zocken. Klassische Suchtverlagerung. Kante geben, Licht ausknipsen. Quartalstrinker nennt man das, wenn jemand auch mal ne Zeitlang nüchtern ist, und dann wieder 'ne Woche am Stück total zu.

Ein paar Mal wollte er in der Zeit den Realschulabschluss nachholen, hat's probiert und in den Sand gesetzt. Wie seine Jobs in der Zeitarbeitsfirma, in der Buchbinderei, in der Landschaftsgärtnerei. Die Freunde wurden immer weniger, gab ja auch jedes Mal Stress, wenn er dabei war, wenn er wieder vollgesoffen war und randaliert hat. Dann ruft doch die Bullen, ist mir doch egal. Die steckten ihn in die Ausnüchterungszelle. Egal, egal, alles scheißegal. Es sind eh die Anderen schuld, so dachte er damals, und ich krieg sowieso nur alles ab von überall.

Deswegen auch die abgebrochene Bierflasche im Rücken: Die reden alle über mich, dachte er an diesem Abend. Voll reingesteigert. Kastendenken, sagt er heute, aber damals hat er dann eben diesem Typen die halbvolle Bierflasche über den Schädel gezogen und hätte auch nochmal zugestochen, aber jemand hat ihm den Arm mit der Flasche auf den Rücken gedreht, und da hat sie dann gesteckt. Ja, das hat ihm dann schon ein bisschen zu denken gegeben, aber gereicht hat's damals noch nicht.

Erst 2006, da war Schluss: Einer seiner besten Freunde ist vom Dach gesprungen, kopfüber. Keine Ahnung wieso, hat gekifft und ist voll abgedreht. Und das war der Moment: Ich brauche Hilfe mit dem Alk. Er hat sich einweisen lassen in die Entgiftung, zum ersten Mal freiwillig. Schlusstrich ziehen. Acht Monate lang hat er Therapie gemacht, Klinik, betreutes Wohnen, geregelter Tagesablauf und keinen Alkohol. Er hat einen neuen Ausbildungsplatz als Zweiradmechaniker bekommen, ist in eine eigene Wohnung gezogen, weit weg von den alten Freunden, war trocken. Ein Neuanfang. HAPPY END.

Anderthalb Jahre lief es gut. Dann: schlechte Noten, Stress vom Chef, Rückfall, Wodkaflasche in der Hand. Job geschmissen, versumpft, versoffen, Briefe nicht geöffnet, Bußgelder von damals nicht bezahlt, 168 Euro kostet die Nacht in der Ausnüchterungszelle, das läppert sich, und irgendwann der Haftbefehl. Drei Monate JVA, da hat er dann das erste Mal Subutex genommen, ein Heroin-Ersatzstoff, war halt leichter

zu bekommen als Gras. Dabei hatte er früher immer gesagt: niemals Heroin. Wieder draußen ging's besser, neue Wohnung, neuer Job, neues Glück. Und wieder bergab: Gesoffen, geprügelt, Hand gebrochen, Job weg, keine Kohle, keine Wohnung.

Dann ist er auf die Straße. Durch die Gegend tingeln, betteln, Leute abziehen und Heroin rauchen oder sniefen. Im Rausch war alles gut, lief doch alles. Geliehenes Glück, sagt er heute. Bis eine Bekannte sagte, hier, bleib, kannst auch 'n Monat bei uns pennen, und da dieser coole Beamte war, da hat er doch wieder ne Wohnung gekriegt, es lief besser. Dann wieder 'n Verfahren, Diebstahl, Widerstand gegen die Staatsgewalt, Androhung von Gewalt. Acht Monate ausgesetzt zur Bewährung auf drei Jahre. Deshalb ist er jetzt erstmal wieder in der Klinik, Bewährungsaufgabe. Freiwillig wäre er nicht nochmal gekommen. Neun Wochen noch. Und dann?

Das wär vielleicht so 'ne Sache, ob ich mir Hilfe hole, wenn da was anbrennt.

Die Frage ist, ob ich das will.

Ich weiß nicht.

Max ist 30 Jahre alt, heißt eigentlich anders und macht derzeit eine stationäre Therapie in einer Rehabilitationsklinik bei Frankfurt am Main.



„ALICE“ HEISST EIN FRANKFURTER PROJEKT ZUR DROGENAUFKLÄRUNG. DIE MITARBEITER DER INITIATIVE SIND AUF PARTYS UNTERWEGS, UM ÜBER WIRKUNG UND GEFAHREN VON DROGEN AUFZUKLÄREN. VON FEIERVOLK ZU FEIERVOLK

von Emily Ulbricht

„Zum Beispiel dieser Typ auf dem Festival in Hanau, der war so nervig: Hat mir erzählt, dass er seit drei Tagen auf MDMA ist und wollte von mir wissen, wieso er keinen Glücksflash mehr bekommt“, sagt Pippo. Er habe ihm dann das mit dem Serotonin, den Glücksbotsstoffen, erklärt: Dass der Serotoninspeicher schon leer sei und er nicht higher werden könne, bevor keine neuen Botenstoffe nachproduziert würden. Noch mehr MDMA würde dem Gehirn jetzt wirklich schaden.

„Dreieinhalb Stunden hat er's nicht kapiert. Aber als er dann endlich weitergezogen ist, meinte er doch: Na gut, dann net nachlegen. Aber nur, weil du's bist!“ Pippo lacht. Er studiert soziale Arbeit und engagiert sich ehrenamtlich für das Frankfurter Drogenarbeitsprojekt Alice. Ein Team, das auf Partys unterwegs ist, um über die Wirkung und Gefahren von Drogenkonsum aufzuklären.

An diesem Abend hat Alice seinen Stand auf Anfrage des Veranstalters vor dem „orange peel“ aufgebaut, einem kleinen Club, versteckt in einem Hinterhof des Frankfurter Bahnhofsviertels. Drinnen läuft psychedelischer Elektro, draußen stehen Pippo und Simon, Abiturient, der 29-jährige Christian und die blonde Sann, Anfang Vierzig. Vier Leute: „Damit auch mal welche zwischendurch tanzen gehen können“, erklärt Sann. Sie unterscheiden sich optisch nicht vom restlichen Feiervolk – weil sie selbst Teil davon sind. Pippo hat große Kopfhörer um den Hals, Lippenpiercings und schwarze Stecker im Ohr,

groß wie Ein-Euro-Münzen, Christian trägt halblange Dreadlocks. Unter den etwa 20 Ehrenamtlichen, die sich bei Alice engagieren, sind Sozialarbeiter, Chemie-Studenten, „Party People“. „Wir wollen nicht fanatisch gegen Drogen missionieren, sondern sind ganz normale Leute und stehen einfach an unserem Stand rum. Die merken, dass wir nix von denen wollen, deshalb kommen sie und reden“, sagt Simon.

Ein wichtiger Teil ihrer Arbeit sind die Flyer: Auf dem großen, schwarzen Alice-Tisch stehen zwei lange Reihen knallorangener Karteikästen: Speed, Crystal, MDMA, Ketamin, THC, Crack, Liquid Ecstasy – zu jeder Droge gibt es ein buntes Kärtchen, eine Art Beipackzettel. „Auf Speed scheint sich das Denken zu beschleunigen, eine Euphorie setzt ein und das Selbstwertgefühl wird gesteigert“, steht da zum Beispiel. Und darunter: „Körperlich unterdrückt Speed Hunger und Müdigkeit. Dabei wird dem Körper keine Energie hinzugefügt, vielmehr werden die Reserven bis zur völligen Erschöpfung ausgenutzt.“ Risiken und Nebenwirkungen werden geschildert, genauso wie die mögliche positive Rauschwirkung. Dazu kann man nachlesen, wie die Droge aussieht, worauf bei der Einnahme zu achten ist und welche Gefahren Mischkonsum und Dauergebrauch mit sich bringen. Neben den Flyern steht ein kleiner Korb mit Plastikröhrchen zum „Safer Sniefen“.

Ein Pärchen bleibt stehen. Er mit Dreitagebart und grünem Kapuzenpulli, sie mit Pferdeschwanz und blauem Mantel. Sie ziehen ein paar Flyer raus. „Darf ich mal?“ „Klar.“ „Wieso heißt ihr eigentlich Alice?“ „Kennst du Alice im Wunderland, das Kinderbuch? Das ist psychedelisch, mit der Raupe, die Wasserpfeife raucht und Alice einen Pilz zu essen gibt. Und politisch, wenn die Katze sagt: Hier darf jeder verrückt sein“, erklärt Simon. „Und was genau macht ihr?“, fragt das Mädchen. „Wir geben objektive Informationen zu Drogen, aber wir sagen nicht, ob ihr es ausprobieren sollt oder nicht. Das müsst ihr selbst wissen.“ Ziel ist, dass jeder über Drogen Bescheid weiß und eine gewisse Mündigkeit entwickeln kann. „Und wenn ihr euch dafür entscheidet, dann nehmt ein Röhrchen und haut euch keine Viren rein. Und zwar jeder sein eigenes“, fügt Christian hinzu. Das Pärchen nickt, nimmt sich ein paar Flyer und geht rein.

„Ich kann mir absolut nicht vorstellen, in einer abstinenzorientierten Drogenberatung zu arbeiten“, sagt Pippo: „Ist jemand

süchtig, dann ist das Kind schon in den Brunnen gefallen. Wir wollen mit den Leuten reden, bevor es zu großen Suchtproblemen kommt.“ Das Drogenreferat der Stadt Frankfurt unterstützt diesen Ansatz und fördert das Alice-Projekt seit 1999 – in diesem Jahr mit rund 55.000 Euro.

Schon seit 20 Jahren verfolgt die Stadt mit dem „Frankfurter Weg“ einen akzeptierenden drogenpolitischen Ansatz. Unter dem Motto „Hilfe statt Strafe“ wurden die bundesweit ersten „Druckräume“ eingerichtet, in denen Abhängige unter hygienischen Bedingungen Heroin spritzen können. Die Statistik gibt den Verfechtern des „Frankfurter Wegs“ recht: Die Zahl der Drogentoten in Frankfurt sank von 147 im Jahr 1991 auf 21 im Jahr 2012. Akzeptierende Drogenarbeit, wie die von Alice, stößt aber auch auf Skepsis: Im vergangenen Dezember lehnte der Gesundheitsausschuss des Bundestags das „Drug-Checking“ ab – mobile Labore, in denen Partydrogen auf ihre Qualität überprüft werden. Auch mit der Polizei gab es anfangs Missverständnisse. „Einmal kam eine Polizeikommissarin an unseren Stand. Sie hat sich angeschaut, was wir so machen. Wir haben uns eine ganze Weile unterhalten, und plötzlich sagte sie ernsthaft: Ihr wisst aber schon, dass ihr nichts verkaufen dürft, gell?“ Pippo lacht. Mittlerweile funktionieren die Zusammenarbeit aber gut. „Die haben gemerkt, dass niemand so nah an die Jugendlichen rankommt wie wir.“



Wie Beipackzettel: Flyer mit Informationen zu Partydrogen



Vorsicht, DATENKRAKE

»»DIE VORRATSDATENSPEICHERUNG STELLT ALLE
UNTER GENERALVERDACHT««

Dr. Nils Zurawski vertritt die Professur für Sicherheit, soziale Kontrolle und Regulation an der Universität Hamburg. Der Sozialforscher hat zur Videoüberwachung promoviert und gilt als Verteidiger von Freiheitsrechten in der Sicherheitsdebatte. Er forscht derzeit zur Datenkontrolle durch Kundenkarten.

Niemand macht sich Notizen darüber, an wen ich meine Briefe schreibe. Dies wird zum Glück nirgendwo erfasst. Aber bei E-Mails soll es der Staat plötzlich dürfen. Das ist doch Wahnsinn! Es gibt keine Tat, zu deren Aufklärung Vorratsdatenspeicherung wirklich hilfreich ist. Und selbst wenn es diese Tat gäbe: Sie wäre es nicht wert, das im Grundgesetz verankerte Postgeheimnis für alle Menschen außer Kraft zu setzen.

Die Vorratsdatenspeicherung stellt alle Menschen unter Generalverdacht. Ganz egal, ob sie etwas getan haben oder nicht. Es wird eine Riesen-Sammlung aller Daten angelegt, von jedem. Egal ob Krimineller oder Spießer. Es wird erfasst, wer mit wem telefoniert oder gemailt hat. Mein Problem damit: Niemand weiß, wofür diese Daten später abgefragt werden. Ganz allein die Polizei legt das fest.

Doch wie schnell werden aus den Guten die Bösen? Ich vertraue dem deutschen Rechtsstaat. Aber dieser Rechtsstaat ist

keine Selbstverständlichkeit, er muss jeden Tag neu verteidigt werden. Wie schnell Richter politisch manipuliert werden können, sieht man in Ungarn. Ein Land mitten in Europa, die Demokratie war stabil. Und plötzlich kommt eine rechtskonservative Regierung, die Richter nach Gefälligkeit aussucht. Eine Datensammlung, die in die Hände solcher Leute fällt, sortiert Menschen nach Belieben. Was gerade unerwünscht ist, wechselt: Erst sind es Kriminelle, morgen vielleicht unbequeme Wissenschaftler, die nicht ins Schema passen. In einer solchen Schubladen-Gesellschaft will ich nicht leben.

Total unrealistisch ist übrigens die Vorstellung, die Vorratsdatenspeicherung auf drei oder sechs Monate zu begrenzen und danach den ganzen Datenmüll zu löschen. Daten kann man kopieren, unendlich oft. Und selbst wenn die Originalquelle gelöscht ist, bleiben diese Kopien übrig. Ein Datenkrake, der einmal gezüchtet wurde, verschwindet nicht mehr. Deshalb ist die einzige Lösung, ihn gar nicht erst zu füttern.



FORTSCHRITT, bitte

»»EIN WINZIGER EINGRIFF, ABER EINE
RIESIGE HILFE FÜR UNS ERMITTLER««

Günter Brandt ist seit 2008 der Landesvorsitzende des Bunds Deutscher Kriminalbeamter (BDK) in Hessen. Er arbeitet beim Polizeipräsidium in Frankfurt und setzt sich mit seinem Verband für bessere Arbeitsbedingungen der Kriminalpolizei ein.

In unserer Ermittlungsarbeit schnappen wir leider häufig nur kleine Fische, nicht die Hintermänner. Ein Beispiel dafür ist der Enkeltrick: Die Bandenchefs sitzen im Ausland und blättern deutsche Telefonbücher durch, um alte Namen zu finden. Sie täuschen Rentnern vor, ein Verwandter brauche dringend Geld. Doch der angebliche Verwandte ist dann ein Banden-Helfer, der das Geld abholt. Den fassen wir noch relativ leicht. Doch an die Hintermänner im Ausland kommen wir kaum heran: Sie sind nirgendwo aufgetreten, haben mit dem Opfer nur telefoniert. Um sie zu finden, müssen wir an die Telefonverbindungen ran. Die bekommen wir nur mit der Vorratsdatenspeicherung.

Noch dramatischer ist es bei Kinderpornografie. Die Bilder werden fast ausschließlich übers Netz getauscht. Um die Kriminellen zu finden, müssen wir wissen, wer solche Internetseiten besucht. Hier hilft ein Verbindungsnachweis, der zentral gespeichert wird. Den bekommen wir mit der Vorratsdatenspeicherung.

Wir Praktiker wollen keine riesige Datensammlung, die niemand beherrschen kann. Wir wollen die Verbindungsdaten nur für drei bis sechs Monate. Anschließend wird alles gelöscht. Dies ist ein winziger Eingriff, aber eine riesige Hilfe für uns Ermittler.

Die Gegner der Vorratsdatenspeicherung behaupten, das Postgeheimnis werde abgeschafft. Das ist Quatsch. Es geht bei der Vorratsdatenspeicherung nicht um die Inhalte von Telefonaten oder E-Mails, es werden Namen keine Verbindungen zugeordnet. Es wird stattdessen die Möglichkeit geschaffen, Namen herauszufinden, wenn die Polizei sie braucht. Das geht nie willkürlich, sondern nur dann, wenn ein Richter es anordnet. Die Menschen vertrauen unserem Rechtsstaat.

Die Gegner der Vorratsdatenspeicherung beschwören eine Gefahr herauf, die es nicht gibt. Sie übersehen dabei eine tatsächliche Gefahr, die mich sehr beschäftigt: Ich möchte in keinem Land leben, in dem Täter mit moderner Technik Verbrechen planen und die Polizei mit veralteten Mitteln hinterherläuft.



Sicherheitsgaranten oder Provokateure? Polizisten sollen Streit schlichten, werden aber immer häufiger Zielscheibe von Aggressionen

DIE KURVE KRIEGEN

von Barbara Wege

Jung, fußballverrückt, konsumkritisch: Die Hardcore-Fans aus der Ultra-Szene sorgen in den Fankurven für Stimmung. Sie sind keine Hooligans, aber ein Teil von ihnen radikalisiert sich und sucht Gewalt. Das größte Feindbild ist nicht unbedingt der Gegner

gewalt

still. Für 12 Minuten und 12 Sekunden. So lange schweigen in den Kurven die Fans, der zwölfte Mann jeder Elf

Mit der Aktion „12:12 – Ohne Stimme keine Stimmung“ protestieren die Fußballanhänger gegen ein Konzept des Ligaverbands DFL unter dem Titel „Sicheres Stadionerlebnis“. Die Kernpunkte: Verschärfte Kontrollen, mehr Videoüberwachung und ein härterer Kampf gegen Pyrotechnik. Die Fans fühlen sich übergangen. „Sie haben sich einmal mehr als Gruppe erfahren, die weder ernst- noch mitgenommen wird“, resümiert der Hannoveraner Fanforscher Gunter Pilz.

Der Protest trägt Früchte. Am 29. November 2012 veröffentlicht die DFL ein überarbeitetes Papier. „In seiner jetzigen Fassung ist das 16-Punkte-Programm eine riesige Chance. Jeder Verein verpflichtet sich zu einem kontinuierlichen, offenen Dialog mit seinen Fans“, berichtet Pilz. Entstanden war es auf Druck der Innenminister. Sie drohten, Vereine an Kosten für Polizeieinsätze zu beteiligen. Polizisten arbeiteten in der vergangenen Saison knapp zwei Millionen Stunden für die Bundesliga. Das sind 40 Prozent mehr als im Durchschnitt der vergangenen zwölf Jahre, meldet die Zentrale Informationsstelle Sporteinsätze (ZIS), die bei der nordrhein-westfälischen Polizei angesiedelt ist.

Die ZIS erfasst und bewertet bundesweit Zahlen, die auf die Entwicklung von Fangewalt hinweisen. Aus Sicht der Polizei nehmen gewaltsame Auseinandersetzungen bei Bundesligaspielen zu. In der vergangenen Saison wurden über 8.000 Strafverfahren eingeleitet, 40 Prozent mehr als ein Jahr zuvor. Der größte Brocken sind Körperverletzungen, sprunghaft gestiegen sind Verstöße gegen das Verbot von Pyrotechnik. Hintergrund dürfte ein verstärkter Kampf gegen Bengalos sein. 1.142 Menschen wurden bei Bundesligaspielen verletzt, der höchste Stand seit zwölf Jahren.

Die ZIS-Zahlen sind aber nicht unumstritten, vor allem bei Fanvertretern und Fanprojekten. Sebastian Beck vom Frankfurter Fanprojekt kritisiert: „Es wird nicht differenziert erfasst, wer wen verletzt hat. Ein Fan einen anderen? Ein Fan einen Polizisten? Oder ein Polizist einen Fan?“ Der Sozialarbeiter findet, dass Polizeigewerkschaften und Politik die Lage dramatisieren: „Die Zahlen suggerieren, dass es gefährlich sei, zum Beispiel mit der Familie ins Stadion zu gehen. Es wird so getan, als komme

Es ist ein schwarzer Tag. Für den BVB, Schalke 04 und den deutschen Fußball: Vor dem Revierderby zwischen Dortmund und den Gästen aus Gelsenkirchen kommt es zu Prügeleien. Steine fliegen, Bengalos brennen, eine Kneipe wird kurz und klein geschlagen, die Polizei setzt Wasserwerfer ein. 178 Festnahmen, 11 Verletzte, davon 8 Polizisten. Wer gegen wen, wer hat angefangen? Es ist die Geschichte von Henne und Ei.

Das war am 20. Oktober 2012. Seitdem ist viel passiert im Kampf gegen Gewalt in Stadien – nicht immer ging es dabei laut zu. Am 27. November 2012 steht die Welt des Fußballs

Gewalt beim Fußball häufiger vor als sonst.“ Man müsse Verletztenzahlen in Relation mit Großveranstaltungen wie Rock am Ring oder dem Oktoberfest sehen: „Überall, wo Menschen in dieser Menge zusammenkommen, gibt es Gewalt.“

Der Politologe und Fan-Experte Jonas Gabler gibt zu bedenken, dass höhere Fallzahlen auch damit zu tun hätten, dass die Polizei ihre Strategie geändert habe: „Höhere Polizeipräsenz führt zu mehr polizeilichen Maßnahmen. Die wiederum führen zu Folgestraftaten wie Widerstand gegen die Staatsgewalt.“ Sein Kollege Gunter Pilz ist sicher, dass die Fangewalt in den vergangenen Jahrzehnten nicht zugenommen hat: „Wenn man die heutige Situation mit den Gewaltexzessen der achtziger Jahre vergleicht, der Hochzeit des Hooliganismus, könnte man eher von einer Abnahme reden.“ Hooligans spielten nun eine geringere Rolle: „Was wir beklagen: Die Täter werden jünger und enthemmter. Bei der Qualität der Fangewalt liegt in der Tat eine Zunahme vor.“

Die Polizei klagt, dass die Aggression gegen ihre Beamten zugenommen habe. „Im Vergleich zur gegnerischen Mannschaft und ihren Fans stellen Polizisten für gewaltbereite Fans heute ein fast gleichberechtigtes Feindbild dar“, meint Katja Kruse, stellvertretende Leiterin der ZIS. Vor allem bei Ultras herrsche „ein Kodex, zu dem auch gehört, dass die Polizei ein erklärtes Feindbild ist.“

Gunter Pilz sieht hier aber auch Versäumnisse der Polizei: „Der große Fehler war, die Ultras bei ihrem Aufkommen in den neunziger Jahren mit Hooligans gleichzusetzen. Damit hat sie eine Radikalisierung der Ultras mit herbeigeführt.“ Dabei muss man differenzieren: Hooligans, englisch für „Raufbolde“, geht es um die Prügelei. Ultras lieben ihren Verein und hassen die Kommerzialisierung des Fußballs. Im Stadion wollen sie Stimmung machen. Für viele gehört Pyrotechnik dazu, die in deutschen Arenen verboten ist. Teile der Ultras sind auch gewaltbereit. Martin Thein vom Online-Fanportal „fankultur.com“ sieht die Ultras „am Scheideweg“. Sie müssten sich entscheiden, inwieweit sie sich von der Gewalt distanzieren.

Fanforscher Gunter Pilz beobachtet bei den Ultras eine Radikalisierung und hat dafür den Begriff „Hooltra“ geprägt. Er unterscheidet bei der Fangewalt zwei Motivstränge: „Die einen nenne ich Proll-Hools. Das sind Leute mit niedrigem Bildungs-

niveau und wenig Perspektive. Die haben nur noch ihren Körper. Ihr Selbstwertgefühl und ihre positive Energie entfalten sie, indem sie Gruppen bilden und andere zusammenschlagen.“ Die anderen Hooligans und Ultras stammten aus dem Bildungsbürgertum. Das seien mindestens 50 Prozent: „Die haben im Prinzip zwei Identitäten. In der Woche leben sie unter völliger sozialer Kontrolle, das Wochenende aber ist ihr Befreiungsschlag. Der Gewaltexzess wird lustvoll erlebt.“

Was also tun? Repression reicht nicht, darin sind sich alle einig. Die Kommunikation müsse besser werden. Reden, verstehen, Vorurteile abbauen. Polizistin Katja Kruse von der ZIS sieht Ultras in der Pflicht. Nur ein geringer Prozentsatz von ihnen suche Gewalt: „Aber es ist ein großes Problem, dass es die Ultra-Szene nicht schafft zu sagen: ‚Wir akzeptieren strafrechtliche Regeln und zeigen denen, die diese regelmäßig überschreiten, die rote Karte.‘“ Auch über Fanvertreter finde die Polizei nicht Kontakt zu allen Fans: „Es gibt ja keinen Bundesverband der Ultra-Gruppierungen.“

Für den Würzburger Fanforscher Gabriel Duttler ist daher nicht nur der DFB gefragt, die Fans und deren Bedürfnisse einzubinden, sondern vor allem auch die Vereine: „Der DFB kann sich nicht mit hunderten Gruppen zusammensetzen. Das muss vor Ort geschehen.“ Für Hessens Innenminister Boris Rhein (CDU) sind Fanprojekte ein Dreh- und Angelpunkt. Sozialarbeiter Beck betreut mit dem Frankfurter Projekt hunderte Eintracht-Anhänger, trifft sie abends, fährt mit ihnen zu Spielen. Duttler gibt zu bedenken: „Die Fanprojekte leisten gute Arbeit, aber größtenteils unter schwierigsten finanziellen Bedingungen.“

Die Gewalt müsse bei der Wurzel gepackt werden, fordert Fanforscher Pilz: „Wenn man die Stadien zu Hochsicherheits-trakten macht, aber die Ursachen der Gewalt nicht beseitigt, wird man nur eines erreichen: die Verlagerung der Gewalt an polizeiferne Orte – an Bahnhöfe, Autobahnknotenpunkte oder fest verabredete Treffpunkte.“ Auch Stadionverbote seien ein zweischneidiges Schwert, weil betroffene Personen „dann eben bei Auswärtsspielen auffällig werden“.

Während am 20. Oktober 2012 Polizeihubschrauber über Dortmund kreisten, wurde im Stadion auch Fußball gespielt, vor 80.000 Fans. Das Spiel endete 1:2.



ABWEHR-SPIELER

Egal ob gegen Terrorverdächtige oder randalierende Fußballfans: Hessens Innenminister Boris Rhein mag den starken Staat. Im Gespräch mit *PROFIL* erklärt der CDU-Politiker, warum er bei der Vorratsdatenspeicherung einen klaren Kurs gegenüber der FDP fährt und wie er Gewalt im Stadion bekämpfen will

Herr Minister, Facebook ist für Sie ...

... ein Medium, das zwar einerseits eine riesige Anzahl an Menschen erreicht, andererseits aber auch mit erheblichen Datenrisiken verbunden ist.

Aha. Datenrisiken gibt es nicht nur in sozialen Netzwerken, sondern auch bei der Vorratsdatenspeicherung.

Ja, ein Restrisiko muss man da in Kauf nehmen. Es wird so gering wie möglich gehalten, aber es besteht und ist zur Aufklärung schwerer Delikte auch vertretbar.

Ist die Vorratsdatenspeicherung nur vertretbar oder auch erforderlich?

Auf jeden Fall erforderlich. Vorratsdatenspeicherung ermöglicht der Polizei zu wissen, wer mit wem in welchem Netzwerk kommuniziert. Das ist wichtig, etwa bei der Aufdeckung von Terrorzellen, aber auch bei der Verfolgung von Kinderpornografie, weil wir sonst niemals an die Netzwerke herankommen. Ohne eine Mindestspeicherfrist haben wir eine ernstzunehmende Sicherheitslücke.

»OHNE VORRATSDATENSPEICHERUNG HABEN WIR EINE ERNSTZUNEHMENDE SICHERHEITSLÜCKE«

Wenn ich aber an jemanden einen Brief schreibe, wird auch nicht notiert, an wen ich den geschrieben habe. Bei E-Mails soll es plötzlich der Fall sein?

Briefe sind nur schwer mit E-Mails vergleichbar. Per Post wird beispielsweise bei weitem nicht so viel mit Kinderpornografie gehandelt wie über das Internet.

Union und FDP haben bei der Vorratsdatenspeicherung unterschiedliche Positionen. Für wie realistisch halten Sie es, dass sich die Berliner Regierung bis zur Bundestagswahl noch auf eine gemeinsame Linie verständigt?

Das ist schwer zu sagen. Die Ursache dafür liegt aber nicht an der FDP insgesamt, sondern vor allem an Frau Leutheusser-Schnarrenberger. Hier in Hessen hätten wir die Situation längst mit der FDP geregelt. Bei Frau Leutheusser-Schnarrenberger liegt es wohl auch an biografischen Erlebnissen, dass wir nicht vorankommen.

Biografische Erlebnisse?

Man könnte auf die Idee kommen, dass sie hier noch einmal den Kampf führt, den sie bereits Mitte der neunziger Jahre beim Großen Lauschangriff verloren hat. Aber die Landesinnenminister haben sie klar aufgefordert, ihre Haltung zu überdenken. Das muss sie ernst nehmen. Wir brauchen das, was uns das Bundesverfassungsgericht erlaubt hat: Vorratsdatenspeicherung mit mindestens sechs Monaten Speicherfrist.

Das klingt meilenweit entfernt von dem, was sich die Bundesjustizministerin vorstellt. Wie könnte ein realistischer Kompromiss am Ende aussehen?

Das, was Frau Leutheusser-Schnarrenberger vorgelegt hat, ist jedenfalls völlig inakzeptabel. Sie will eine Sieben-Tage-Speicherfrist. Eine solche Frist führt aber zu nichts. Die sechs Monate, die das Bundesverfassungsgericht ermöglicht hat, sind bereits ein Kompromiss.

Bei welchen Straftaten ist denn die Vorratsdatenspeicherung für Sie anwendbar?

Nur bei schweren Verbrechen!

Und nach ein paar Jahren wird dann weiter draufgesattelt?

Eine Absenkung der Deliktsschwelle wird von mir ausdrücklich nicht angestrebt. Es gilt das, was das Bundesverfassungsgericht beschließt.

Ist man als CDU-Sicherheitspolitiker eigentlich immer Feuer und Flamme für Schwarz-Gelb?

Als Landespolitiker bin ich immer Feuer und Flamme für Schwarz-Gelb in Hessen. Ich kann mir in Hessen keinen besseren Koalitionspartner als die FDP vorstellen. In anderen Bundesländern mag das anders sein.

In der Politik schlägt Ihr Herz für Schwarz-Gelb, im Fußball sind Sie ein Roter.

Klar, als Frankfurter bin ich Eintracht-Fan und auch bei Spielen im Stadion dabei.

Das Stadion wird aber auch immer wieder zur Bühne von Fangewalt.**Nimmt die Aggressivität unter den Anhängern zu?**

Die Polizei vermeldet mehr Verletzte und mehr Anzeigen. Vor allem aber steigt die Einsatzbelastung der Polizei. Zuletzt waren an jedem Bundesliga-Spieltag etwa 1.000 Beamte im Einsatz. Jedes Spiel schlägt mit über 60.000 Euro zu Buche. Eine solche Situation hatten wir vor fünf oder acht Jahren nicht.

Was genau hat sich verändert?

Im Blickpunkt stehen nicht mehr die Hooligans, sondern teilweise sehr junge Fans, sogenannte Ultras. Hier muss man differenzieren. Das ist auch für mich ein Lernprozess gewesen. Es gibt Ultras, die mit Gewalt nichts zu tun haben, aber auch solche, die nur Krawall suchen.

Tun die Vereine genug gegen diese gewaltbereiten Fans?

Die Vereine haben relativ spät erkannt, dass Fangewalt nicht allein ein Problem des Staates und der Polizei ist. Aber sie haben nun verstanden, dass sie dann auch keinen Einfluss darauf haben, wie der Kampf geführt wird. Deshalb haben sie die Notbremse gezogen und handeln nach meiner Einschätzung sehr entschlossen.

Sollten die Vereine an den Kosten für die Polizeieinsätze beteiligt werden?

Nein. Es ist Aufgabe der Polizei und des Staates, dafür Sorge zu tragen, dass Menschen sicher ins Stadion gehen können. Wir haben auch gar keine rechtliche Grundlage. Diese könnten wir

zwar schaffen. Aber dann müsste man bei jedem Straßenfest Einsatzkosten in Rechnung stellen.

Sie haben sich für ein Alkoholverbot in Stadien ausgesprochen.

Ein generelles Alkoholverbot in Stadien lehne ich ab, weil man damit auch den friedlichen Familienvater trifft, der im Stadion ein Bier zur Bratwurst trinkt. Mit solchen generalisierenden Regelungen mobilisiert man friedliche Fans, die sich dann mit denen solidarisieren, die die Probleme machen. Aber bei Spielen mit besonders hohem Gewaltisiko reden wir auch über Alkohol im Stadion, weil er ein Katalysator für Gewalt ist und enorm enthemmt.

»STEHPLÄTZE GEHÖREN ZUR DEUTSCHEN FUSSBALLKULTUR«

Wäre ein Alkoholverbot in den Zügen, mit denen die Fans anreisen, besser?

Ja, das wäre sinnvoll. Die Anreise zu den Spielen wird zunehmend zum Event. In den Zügen wird „vorgeglüht“. Viele von denen, die sich in den Bahnen zugetrunken haben, verhalten sich dann schon bei den Einlasskontrollen problematisch.

Würde ein Stehplatzverbot helfen?

Nein. Stehplätze gehören zur deutschen Fußballkultur. Außerdem sichern Stehplätze Fußball zu bezahlbaren Preisen. Das müssen wir so akzeptieren. Es wäre naiv zu glauben, dass der, der es darauf anlegt, nicht auch von Sitzplätzen aus Krawall machen kann. Im Übrigen ist unser Hauptproblem auch nicht der Krawall im Stadion, sondern der um das Stadion herum.

Was muss konkret passieren, um die Fangewalt einzudämmen?

Erstens muss Fehlverhalten individuell bestraft werden. Dazu müssen wir Einzelne aus der Menge herausfiltern können. Deswegen optimieren wir im Frankfurter Stadion die Videoüberwachung. Zweitens werden Fanprojekte ausgeweitet. Sie sind Dreh- und Angelpunkt, wenn es um friedlichen Fußball geht. Und drittens müssen wir den Dialog auf allen Ebenen intensivieren. Die hessische Polizei jedenfalls ist dazu bereit.

Wenn Sie Fußball spielen würden, was wäre Ihre Position?

Da muss ich gar nicht lange überlegen: die Abwehr natürlich.

Interview: Stephan Klenner und Barbara Wege



Sie stehen zu ihrer Verantwortung: Erwin Bangert (l.) und Gerd Schmitt (r.) sind Laienrichter

HIER SPRICHT DAS VOLK

SIE SIND LEHRER ODER MECHATRONIKER, BÄCKER ODER DESIGNER UND AUS DEM RICHTERTSAAL NICHT WEGZUDENKEN: SCHÖFFEN. IN DEUTSCHLAND SITZEN AUF DER RICHTERBANK FAST DOPPELT SO VIELE LAIEN WIE PROFESSIONELLE RICHTER. IM PROZESS ENTSCHEIDEN SIE GLEICHBERECHTIGT

von Anna K. Bernzen

»SO VIEL ÜBER EINE TAT ZU WISSEN, IST NICHT IMMER ANGENEHM«

Erwin Bangert

„Sekt oder Selters“ nennt Gerd Schmitt diese Entscheidungen, bei denen es um alles geht. Um Schuld oder Unschuld, Freispruch oder Haftstrafe. Schmitt arbeitet eigentlich bei einer Bau- und Umweltbehörde. Heute ist er als Schöffe am Landgericht Mainz. Im Sitzungssaal 201 geht es um alles. Auf der Anklagebank vor der Holzvertäfelten Wand sitzt Benoît*. Seine Ex-Freundin behauptet, er habe sie im letzten Sommer vergewaltigt. Benoît sagt, sie hätten sich um Geld gestritten. Deshalb beschuldige Louisa* ihn. Er erzählt, wie sie sich am Abend in ihrem Hotelzimmer angeschrien haben. „Hätte ich doch lieber deinen Freund eingeladen!“, soll Louisa gesagt haben. „Dann geh' doch zu ihm! Ich bin weg“, will Benoît geantwortet haben. Dann habe Louisa angefangen zu weinen. Wenn Benoît an diesen Abend denkt, erinnert er sich an Versöhnungssex. Auch Louisa erinnert sich an Sex. Nur gewollt habe sie den nicht, sagt sie. Am nächsten Morgen hat sie Benoît angezeigt. Im Prozess steht Aussage gegen Aussage. Entscheiden sich die Richter dafür, Benoît zu glauben, wird er wohl freigesprochen. Glauben sie Louisas Version, könnte er bis zu zwei Jahre ins Gefängnis gehen.

Gerd Schmitt verfolgt Benoît's Verfahren vom linken Ende der mannshohen Richterbank, Erwin Bangert vom rechten Ende des langgezogenen Buchenholztisches, das fehlende Jura-studium trennt beide Schöffen von den Berufsrichtern in der Mitte. Das vierköpfige Team soll feststellen, wer sich richtig an den Sommerabend erinnert. Berufs- und Laienrichter gemeinsam, gleichberechtigt.

„Haben Sie Kondome benutzt?“ Benoît schüttelt den Kopf. „Nicht an dem Tag.“ „Sonstige Hilfsmittel?“ Die Frage versteht Benoît nicht. „Wie bitte?“ Der zweite Richter lehnt sich zum Mikrofon. „Hilfs – mittel!“ betont er. „Gleitgel“, souffliert sein Kollege. „Nein.“ Benoît schüttelt den Kopf. „So viel über eine Tat zu wissen, ist nicht immer angenehm“, sagt Bangert.

„Aber in der Vernehmung gehört es zur Wahrheitsfindung.“ Nichts an der Mimik der älteren Herren zeigt, dass sie solche Fragen privat nie stellen würden. Während Benoît über Sex-stellungen und Knieschmerzen redet, lehnen sie sich in den Stühlen mit den hohen Rückenlehnen zurück und hören zu.

Fast doppelt so viele Schöffen wie Richter sprechen in deutschen Gerichtssälen Recht. Rund 37.000 Bürger sind es, die gemeinsam mit 20.000 Richtern über Schuld und Unschuld entscheiden. Ein Strafprozess ohne zwei Laienrichter, die zufällig aus der Bevölkerung gewählt werden, ist nur bei wenigen Verbrechen vorstellbar. Mit amerikanischen Jurys, die von Anklägern und Verteidigern mit emotionalen Argumenten beeindruckt werden, sind Schöffen aber nicht vergleichbar. Im Gerichtsverfahren haben sie dieselben Aufgaben wie Berufsrichter: Beweise begutachten, Zeugen einladen, Fragen stellen. Recht sprechen.

Woher wissen Schöffen, ob ein Zeuge die Wahrheit über eine Straftat sagt? „Da muss man sich auf sein Gefühl verlassen“, sagt Gerd Schmitt. Schöffenunterricht gibt es nicht. „Die Erfahrung hilft. Man wächst in seine Aufgabe hinein“, ergänzt Erwin Bangert. Juristisches Wissen ist für die Arbeit nicht erforderlich, im Gegenteil. Die drei dicken Gesetzbücher auf der Richterbank bleiben während der Verhandlung unberührt. Zwischen Vergewaltigung und sexueller Nötigung, einem oder zwei Jahren Haft zu entscheiden, ist nicht ihre Aufgabe. Dafür gibt es Richter. Schöffen entscheiden allein nach ihrem Eindruck in der Verhandlung, ob die Tat passiert ist.

Dazu gehört, eigene Fragen zu stellen. Als die Richter fertig sind, leuchtet Erwin Bangerts Mikrofon rot auf. Er versteht nicht, warum Louisa ihre Version des Sommerabends noch einmal geändert hat. Ein Nicken vom Vorsitzenden Richter. Eine falsche Nachfrage könnte dazu führen, dass der Fall in der nächsten Instanz noch mal aufgerollt werden muss. Bangert

»BEI GERICHT MUSS MAN SICH AUF SEIN GEFÜHL VERLASSEN«

Gerd Schmitt

beugt sich nach vorn. „Waren Sie mit bei der Polizei, als die Zeugin die Anzeige gegen Sie zurücknehmen wollte?“ Benoît nickt. „Haben die Polizisten gefragt, warum sie die Anzeige nicht mehr wollte?“ „Nein.“ Das rote Licht am Mikrofon erlischt.

Bevor sie sich durch die weißen Holztüren an der Rückseite des Saals in das Beratungszimmer zurückziehen, wollen die Schöffen genau wissen, was passiert ist. Schließlich wiegt ihre Stimme so viel wie die der Richter. Würden die Richter an Benoît's Schuld, die Schöffen aber an seine Unschuld glauben, würde er nicht verurteilt. Eine große Verantwortung. „An manchen Prozesstagen lag ich abends im Bett und habe überlegt: Wie entscheidest du dich? Und was bedeutet das für den Angeklagten?“, erzählt Erwin Bangert. Sich Rat zu einem laufenden Prozess zu holen, kommt nicht in Frage. Was im Beratungszimmer passiert, bleibt dort. Bevor die Entscheidung fällt, soll das Opfer befragt werden. Schon vor zwei Monaten ist Louisa vom Gericht eingeladen worden. Doch die Metallstühle auf dem Flur sind leer. „Dann machen wir jetzt Pause und suchen die Zeugin“, ordnet der Richter an. Gemeinsam gehen Richter und Schöffen ins Beratungszimmer. Durch die dünnen Türen hört man sie diskutieren. Benoît läuft vor den Metallstühlen im Flur auf und ab. Er zieht sein Handy aus der Tasche, tippt eine Nummer ein. Leise redet er auf Französisch in den Hörer. Es vergehen zehn Minuten, fünfzehn. Aus dem Richterzimmer hört man immer noch gedämpfte Stimmen.

Stühle scharren. Die Tür öffnet sich wieder, das Richterteam kommt zurück. Es hat Post bekommen. Louisa ist krank, ihr Hausarzt hat ein Attest gefaxt. „Nicht reise- und verhandlungsfähig“. Weil die Richter jetzt Osterferien haben, kann das Verfahren nicht in den vorgeschriebenen drei Wochen fortgesetzt werden. „Damit trennen wir uns heute ergebnislos“, verkündet der Vorsitzende Richter. „Das Verfahren wird abgesetzt.“ Richter und Schöffen verlassen den Saal. Irgendwann wird der Prozess noch mal von vorne beginnen, womöglich erst im Sommer.

Vielleicht sitzen dann Gerd Schmitt und Erwin Bangert wieder mit auf der Richterbank. Vielleicht müssen dann zwei andere Schöffen entscheiden, ob Benoît in Freiheit bleibt oder ins Gefängnis muss.



Zeugen müssen draußen bleiben: Vor dem Saal warten sie auf ihre Vernehmung



Jeder könnte sich Benoît's Prozess angucken. Doch niemand kommt



Im Schwurgericht wird sonst über Mord und Totschlag verhandelt



Zurzeit werden allein an deutschen Strafgerichten fast 60.000 Freiwillige für die nächste Schöffenperiode von 2014 bis 2018 gesucht



DAS Gräuen IM GRÜNEN

von Armin Peter

stalking



Spuren der Verwüstung:
Elfi E. hat es lange aufgegeben,
ihren Zaun zu reparieren

SIE BEDROHEN, BEDRÄNGEN UND MANCHMAL WERDEN SIE SOGAR HANDGREIFLICH: **STALKER.** IHRE OPFER LEIDEN UNTER PERMANENTER ANGST. FRAUEN TRIFFT ES BESONDERS HÄUFIG. ELFI E. AUS OFFENBACH WIRD SEIT 14 JAHREN VON IHREM NACHBARN DRANGSALIERT

Der ausgerissene Busch im Garten. Der frisch reparierte Zaun, der am nächsten Morgen wieder zerstört ist. Das ständige Gefühl, beobachtet zu werden. Es sind Kleinigkeiten, die das Leben zur Hölle machen. Elfi E. lebt in einer blitzsauberen Offenbacher Reihenhaussiedlung. Elfi E. ist das Opfer eines Stalkers.

„Es begann mit einem Streit um Grundstücksgrenzen, kurz nach dem Einzug des neuen Nachbarn“, erzählt sie. Nachbar Günter H. zog vor Gericht und verlor. Die Grenzen sind korrekt gezogen, so das Urteil. „Ich weiß nicht, weshalb er auch mich verklagt hat, das Haus gehört meinem Mann“, sagt Elfi E. und deutet auf einen Stapel Prozessunterlagen. Der Nachbar hat sich ganz auf sie fixiert, stichelt und beleidigt sie, sobald sie allein den Garten hinter ihrem Haus betritt. Ihren Mann und ihren Sohn ignoriert er dagegen. Am 21. Dezember 2001 beobachtet Elfi E. vom Wohnzimmerfenster aus, wie ihr Nachbar ein paar Bretter über den Zaun wirft. Einige davon landen auf dem Dach der Laube im hinteren Garten. Es ist stürmisch, deshalb geht Elfi E. nach draußen, um die Bretter zu entfernen. Auf dem Weg zurück

ins Haus sieht sie im Nachbargarten Günter H. stehen, der in der erhobenen Hand einen Erdklumpen zu halten scheint. Erst als sie den Gegenstand wie in Zeitlupe auf sich zufliegen sieht und einen betäubenden Schlag knapp über dem linken Auge spürt, begreift sie, dass der Nachbar einen Stein geworfen hat. Ihr Sohn, der damals 12-jährige Timo, findet seine Mutter schreiend auf dem Boden. Schockiert ruft er Polizei und Notarzt, Elfi E. wird im Krankenhaus behandelt. Günter H. hat zu diesem Zeitpunkt schon sein Haus verlassen. Vor Gericht behauptet er, den ganzen Tag nicht zuhause gewesen zu sein. 2003 wird er in zweiter Instanz wegen gefährlicher Körperverletzung zu neun Monaten Haft verurteilt. Die Strafe wird für drei Jahre zur Bewährung ausgesetzt. Günter H. muss seiner Nachbarin 2.000 Euro Schmerzensgeld zahlen. Die Opferschutzorganisation Weißer Ring hat Elfi E. bei der Klage geholfen. Alfred Huber kümmerte sich dort um ihren Fall. Der 74-jährige ehemalige Polizist engagiert sich seit mehr als zehn Jahren beim Weißen Ring. Mehr als 3.000 ehrenamtliche Mitarbeiter hat der Verband in ganz Deutschland, er bietet Verbrechensoffern rechtliche Unterstützung. „Ich kenne etwa 40 Arten

von Stalkingschikanen“, sagt Huber. „Von Bedrohung und Beleidigung bis hin zu Sachbeschädigung oder Körperverletzung. Manche Stalker rücken dem Opfer auf die Pelle, andere bleiben lieber geheimnisvoll im Hintergrund.“ Ihm persönlich ist es ein Anliegen, Augenhöhe zwischen Opfer und Täter herzustellen. „Sieht der Stalker einen Erfolg, macht er weiter. Wer sich nicht wehrt, büßt massiv an Lebensqualität ein.“

Elfi E. hat seit dem Steinwurf einen chronischen Tinnitus im linken Ohr. Tagsüber hört sie Radio, um den lästigen Dauerton erträglicher zu machen. Lange Zeit traute sich die 61-Jährige nicht mehr in den eigenen Garten. „Erst nach einer Psychotherapie, bei der ich mich an der Hand der Therapeutin langsam nach draußen vorgetastet habe, ging es wieder“, sagt sie. Seit seiner Verurteilung hat Günter H. auf körperliche Attacken verzichtet. Die Belästigungen im Alltag gehen aber weiter. Durch das Stalking ist Elfi E. misstrauisch und vorsichtig geworden. Trotzdem will sie sich weder ihr Zuhause noch die Gartenarbeit nehmen lassen. „Freunde raten uns wegzuziehen. Aber mein Mann ist doch in diesem Haus aufgewachsen.“ Sie lässt ihren Blick durch das Wohnzimmer schweifen. In der Ecke tickt die Standuhr. Auf dem Holztisch vor ihr stapeln sich Fotoalben und Schnellhefter. Auf Empfehlung des Weißen Rings dokumentiert Elfi E. die zahllosen Attacken des Nachbarn. Einmal hat Günter H. in seinem Keller die Rohre manipuliert, sodass abgestandenes Wasser auf den Teppichboden im Keller von Familie E. lief. Sie ließen sich daraufhin sicherheitshalber eine eigene Wasser- und Gasversorgung legen. Bei einigen Sachbeschädigungen im Garten konnte die Familie den Nachbarn sogar fotografieren. Für eine Anzeige reichte das allerdings nicht aus, ebenso wenig wie die abgerissene Dachrinne an der Laube.

Wenn Elfi E. sich im Garten aufhält, ruft das in unregelmäßigen Abständen Günter H. auf den Plan. „Asoziale Dreckschlampel!“ pöbelt er dann über den Zaun, oft in Kombination mit obszönen Gesten. „Darauf muss ich leider gefasst sein“, sagt Elfi E. Die Angst ist ihr ständiger Begleiter. „Ich ziehe mich nie leger an und ignoriere ihn, so gut es geht. Mehr kann ich nicht tun.“ Mehrfach schon hat sie versucht, die

Beleidigungen aufzuzeichnen. Doch sobald sie ihr Handy zückt, schweigt der Nachbar. Deshalb fehlen die Beweise.

Wand an Wand kleben die beiden Reihenhäuser, zwei Zäune trennen die Grundstücke. Auf der Seite von Günter H. ragt im vorderen Teil des Gartens eine drei Meter hohe Plastikwand empor, die dann in Maschendraht übergeht. Im Blumenbeet von Familie E. liegen die zersplitterten Trümmer eines alten Holzzauns. „Ich habe es aufgegeben, ihn zu reparieren“, sagt Elfi E. und deutet achselzuckend auf die Trümmer. „Am nächsten Tag ist er schon wieder kaputt.“ Auf der gegenüberliegenden Gartenseite steht der Zaun völlig unversehrt.

Vier Prozesse hat Günter H. schon gegen Elfi E. und ihren Mann verloren – sei es wegen Überwuchses, Sachbeschädigung oder falsch gezogener Grundstücksgrenzen. Hinzu kommen etliche abgewiesene Klagen. Der Offenbacher Schiedsmann verweist die immer neuen Anläufe seit Jahren direkt ans Zivilgericht. „Wir dachten lange, ein normaler Umgang unter Nachbarn wäre irgendwie möglich.“ Diese Hoffnung musste Elfi E. jedoch begraben. Nun engagiert sie regelmäßig einen Gärtner, um Ärger zu vermeiden. Sie lädt auch Bekannte ein und lässt sich den korrekten Wuchs der Pflanzen schriftlich bezeugen. Trotzdem hilft der Nachbar offenbar nach: Die Büsche an der Grundstücksgrenze wurden weit über den Zaun hinweg windschief gestutzt. Zudem ist ein ganzer Busch verschwunden, den Elfi E. als Sichtschutz gepflanzt hatte. Was aber treibt Günter H. an? Elfi E. hat bis heute keine Antwort gefunden.

„Viele Stalker bekommen Glücksgefühle, wenn sie Macht über andere Menschen ausüben können“, erklärt Professor Borwin Bandelow. Der kommissarische Direktor der Klinik für Psychiatrie und Psychotherapie an der Universität Göttingen ist Experte für Angstforschung. „Bei Stalkern findet man oft eine narzisstische oder antisoziale Persönlichkeitsstörung oder eine Kombination aus beiden. In jedem Fall sind diese Leute sehr von sich eingenommen und suchen laufend Bestätigung, ihnen fehlt die Empathie für andere Personen“, sagt Bandelow.

An der weiß gestrichenen Haustür von Günter H. ist auf den ersten Blick kein Klingelschild zu finden. Doch schon öffnet sich das Küchenfenster: „Um was geht's denn?“, ruft ein gedrungener Mann mit Schnauzer in breitem Hessisch. Zeitgleich rollt ein Auto in die Einfahrt. Frau H. kommt offenbar nach Hause. „Stalking? Kenn isch net, mach isch net!“, blafft Günter H. auf den Hof. Gerade will er sein Fenster schließen, doch die Frage nach der Nachbarin bringt ihn auf die Palme: „Ach, die Alte hat doch Alzheimer! Da können Sie jeden fragen!“ Bevor er die Tirade fortsetzen kann, schneidet ihm seine Frau das Wort ab. Zum Thema Stalking wolle man überhaupt keine Stellungnahme abgeben, sagt die schlanke Mittfünfzigerin. „Ja genau, keine Stellungnahme!“, echot es aus dem Fenster. Dann ziehen sich beide ins Haus zurück und schauen misstrauisch durch die Gardinen des Küchenfensters.

Auf telefonische Nachfrage bestreitet Günter H. seine Verurteilung nach dem Steinwurf vehement. „Das hat die Alte geträumt, eine reine Fata Morgana. Die Frau leidet an Gedächtnisschwund.“ Auch Prozesse wegen Überwuchses will er nicht verloren haben. Nachbarn beschreiben Günter H. als umgänglich und ruhig. Bekannt ist allerdings auch seine Fixierung auf Elfi E. „Er schreit ihr Beleidigungen zu, die ich so von ihm gar nicht kenne“, berichtet Frau Z., die nebenan wohnt. „Bei uns macht er das nie. Und dass sie ihre Ruhe haben will, kann ich verstehen.“

Elfi E. engagiert sich inzwischen selbst beim Weißen Ring, um anderen Opfern Mut zu machen. Sie will sich nicht mehr einschüchtern lassen. „Als er mich neulich wieder über den Zaun hinweg angestarrt hat, bin ich seinem Blick nicht ausgewichen“, berichtet sie stolz. „Das hat ihn sichtlich irritiert.“ Rückschläge gibt es aber immer wieder. 2012 will Elfi E. nach einer Sachbeschädigung in ihrem Garten die Polizei rufen und erleidet noch am Telefon einen Hörsturz. Die Diagnose des Arztes: psychische Belastung. Die Angst sitzt tief, aber Elfi E. ist entschlossen, nicht aufzugeben. „Neulich rief er, dass er mich schon aus dem Haus rauskriegen würde. Aber ich bleibe.“

STALKING

als Justizangest. Justizangest. April 2003 für Recht erkannt. die Berufung des Angeklagten gegen das Urteil des An Offenbach vom 24.10.2002 wird mit der Maßgabe verworfen, Freiheitsstrafe auf neun Monate ermäßigt wird. Angeklagte hat die Kosten des Berufungsverfahrens und die r Anz entstandenen notwendigen Auslagen und die no

AUS DEM ENGLISCHEN: ANPIRSCHEN, ANSCHLEICHEN VERFOLGEN, NACHSTELLEN, BELÄSTIGEN, BEDROHEN

Erst 2007 wurde Stalking als „Nachstellung“ gemäß § 238 ins Strafgesetzbuch aufgenommen. Der Nachweis fällt allerdings oft schwer, da Stalking keine einmalige Handlung ist, sondern ein lang andauernder Prozess. Sicherheit und Privatsphäre sind unterschiedlich stark beeinträchtigt.

Häufig stellen Opfer Anzeigen wegen anderer Straftaten, wie Sachbeschädigung oder Körperverletzung. Am häufigsten werden Frauen gestalkt, besonders wenn sie eine Beziehung mit dem Täter abgelehnt oder sich von ihm getrennt haben. Aber auch Nachbarn, Arbeitskollegen oder Prominente kann es treffen. 2012 erstatteten in Hessen 1.399 Menschen Anzeige wegen Stalking. Die Täter sind überwiegend männlich.

ARTIGE JUNGS

von Felicia Schneiderhan

MONTAG IST MALTAG IN DER JVA WIESBADEN. EINE PENSIONIERTE LEHRERIN BRINGT JUGENDLICHEN STRAFTÄTERN DEN UMGANG MIT DEM PINSEL BEI. IHRE VERGANGENHEIT SPIELT KEINE ROLLE. ES ZÄHLEN BILDKOMPOSITION, FARBWahl UND PINSELSTRICHE

Miguel ist gierig. Mit schnellen, sicheren Pinselstrichen malt er einen Himmel – blutrot. Er arbeitet konzentriert, blendet die Wirklichkeit aus. Einmal in der Woche ist Malstunde in der Justizvollzugsanstalt Wiesbaden. Es ist Miguels Stunde. Rot und Gelb und Orange streicht er flink auf einen Pappteller, der als Farbpalette dient. Der Sonnenuntergang, den er malt, ist wunderschön. Eine Sekunde später steht Brian in der Tür. Hünenhaft, raumfüllend, lächelnd. Mit einem Faustschlag kann er einem Menschen den Schädel brechen. Das war 2010, da nannte er sich noch „die Schwarze Mamba“. Der Richter nannte ihn „eine Gefahr für die Menschheit“ und verurteilte ihn zu zwei Jahren und neun Monaten hinter Gittern. Lässig fläzt sich Brian an den Tisch, auf dem schon Miguels Leinwand thront, und strahlt in die Runde. Postwendend schiebt ihm Anja Schönwetter, die pensionierte Grundschullehrerin, sein Mandala zu, auf dem er einige Felder schon bunt ausgemalt hat. Farbe ist wichtig im Gefängnis.

„Das ist der Piepser. Den drücken wir, falls wir angegriffen werden“, sagt Frau Schönwetter, stopft ein kleines Walkie-Talkie in ihre postkartengroße Umhängetasche und macht unter großen Mühen den Reißverschluss zu, der sich immer wieder verkantet. Seit sieben Jahren geht sie jeden Montag durch die Gänge der Justizvollzugsanstalt Wiesbaden. Die grauen Wände sind kahl, es riecht nach Putzmittel. Vor jeder der circa zehn Türen, die zwischen ihr und dem Malraum liegen, muss sie anhalten und warten, dass ein Beamter die Eisenschlösser mit einem überdimensionalen Schlüssel freigibt. Was sich hinter der letzten, schwächigen Tür im Keller des Gefängnisses verbirgt, scheint surreal: Wie Alice im Wunderland geht's hinter durch das Kaninchenloch in ein kleines Atelier. Es ist voll mit Leinwänden, Farben, Pinseln, Tuben und Schwämmchen. Blau-gelb-rot-orangene Fantasielandschaften blicken, auf Holzgestellen sitzend, dem Besucher entgegen. Das Walkie-Talkie versinkt im Chaos dieser kleinen Oase.

Malen ist was für Pussys? Gar nicht. Johnny hat viele Spieltheken ausgeraubt. Für vier Überfälle wurde er verurteilt. Gleich bei seinem ersten Coup hat er die Kasse gemacht, das ist der Job mit der größten Verantwortung. Die Pistole war echt und geladen. Geschossen hätte er nicht. „Glaub ich wenigstens“, sagt der 21-Jährige. Johnny sitzt im Atelier, weil es sich unter den Jugendlichen herumgesprochen hat, dass die Atmosphäre während der drei Stunden bei Frau Schönwetter eine besondere ist. Sie fragt ihre Jungs nur zwei Dinge: ob sie gesiezt werden wollen und wie lange sie noch da sind. Und sie lobt viel. Wie eine richtige Oma. Miguel tut das Lob gut. Verschwunden hinter seiner Leinwand nimmt er die warmen Worte der Lehrerin nur mit einem leichten Lächeln zur Kenntnis. Er redet kaum. Über seine Tat spricht er nicht. Nur über die Dominikanische Republik verliert er einige wenige Worte. Die Karibische Insel ist sein Heimatland. Das Gefährliche ist der Blutausch. Miguel nickt. Zuschlagen, obwohl das Opfer schon gebrochen am Boden liegt. Nachtreten. Nicht ablassen. Alle sind sich einig, dass es schwer ist, aufzuhören. „Wenn mich jemand am Hals packt, dann ist es vorbei. Dann klick ich“, sagt der massige Brian und unterstreicht seine Worte mit ruhigen Gesten. Vor zweieinhalb Jahren, da hat er geklickt und einen jungen Mann mit Schädelbrüchen ins Krankenhaus gebracht. „Ich war auf Alk und hatte noch so'n paar persönliche Probleme. Und als so ein fremder Typ mich Nigga genannt hat ...“, da ist Brian über die Sitzbänke in der Straßenbahn gesprungen und hat ihn bearbeitet. „Dabei hat er ein Herz wie ein Schäferhund“, wirft Frau Schönwetter ein und kuschelt sich kurz an seinen mächtigen Arm, der in einem gemütlichen Pulli steckt.

Johnnys Weg in die Kriminalität war fließend. Möbel hatte er gekauft und Handyverträge laufen. Dann kamen die Rechnungen, die bezahlt werden mussten. Und dann die Idee zum ersten Überfall. Anfangs war alles ein Spaß unter Freunden gewesen, dann wurden die Pläne immer akribischer. Schichtwechsel, ein potentiell geeigneter Ort, die beste Zeit des Monats. Potentiell. „Wenn man einmal drinnen ist, dann ist das wie ein Lauf. Die Pistole, der Geldsack, alles funktioniert, man kennt das ja aus dem Fernsehen“, sagt er und wird auf seinem Stuhl ein bisschen größer. Johnny hat den Hauptschulabschluss und zwei abgebrochene Ausbildungen. Seinen Vater hat er nie kennen gelernt, seine Mutter beschreibt er als spießig, sein Bruder ist tot. Er ist mit einer Sinti-Familie aufgewachsen, die ihn aufnahm, ihm Geld und Essen gab, ihn beschützte und ihm ein Zuhause bot. Ihn auf die schiefe Bahn brachte. Und an die Polizei verriet.

„Ooooh Frau Schöööwetter...“, sagt Brian weich und rutscht auf seinem Stuhl hin und her. Mit leicht hochgezogenen Schultern hält er vorsichtig zwei Geburtstagskarten in den großen Händen. Die Folie raschelt, als Frau Schönwetter das Preisschild abkratzt. Brians Mutter hat heute Geburtstag, und die Karten, die man im Gefängnis bestellen kann, sind alle nicht schön. Dass ihr Sohn im Gefängnis sitzt, weiß Brians Mutter nicht. Sie glaubt, er mache eine Ausbildung in Stuttgart. „Sie soll sich keine Sorgen machen. Meine Jungs schauen ab und zu nach ihr“, sagt Brian. Für den 20-Jährigen ist die Zeit hinter Gittern verlorene Zeit. „Alles, was die mir hier beibringen wollen, kann ich schon. Ich kann mich benehmen, höflich sein, meine Freizeit gestalten“, sagt er. Auch viele der Justizbeamten seien der Meinung, er gehöre hier eigentlich gar nicht her. Er fühlt sich ungerecht behandelt, schreibt sich seinen Frust in Rap-Texten von der Seele. „Kopffick“ nennt er dieses Gefühl.

Kopfficks
Kopfficks über Kopfficks
Yap, ich schiebe Optiks
Ich habe Hasskicks, weil ich hier
drin Hass krieg
Seh keine Aussicht, während ich
hier absick
Kann mich schwer ausdrücken,
also nutz ich die Blockschrift
Denn das ist leicht für mich
Guck in Spiegel mein Gesicht
Denk mir „Nigga, weine nicht“
Auch wenn es nicht einfach ist,
riskier 'nen zweiten Blick
Guck doch mal, wie geil du bist
Falls du doch zusammenbrichst
Steh wieder auf, beeile dich, ey
Junge, du weißt doch wie's geht
Ja, du hast Scheiße erlebt
Aber du hast überlebt, setz dich
hin und überleg
Falt deine Hände und bet
Für einen besseren Weg
Junge, du musst dir gestehn
Dein Leben war wunderschön
Doch die Zeit ist vorbei
Es ist nix mehr wie's war
Junge, nix mehr ist gleich
Guck ich sitz hier und rhyme
Zu dieser späten Zeit
Denn mein Kopf ist nicht frei
--Brigga

„Ich bin froh, dass ich hier gelandet bin“, sagt hingegen Johnny. „Hier drinnen bin ich erst wach geworden.“ Früher glaubte er, das Schicksal sei vorherbestimmt. Er habe nicht nachgedacht, einfach gemacht. Und für viele dieser Dinge, sagt er, könnte er sich heute ohrfeigen. Dafür zum Beispiel, dass er seine Mutter aus der Wohnung warf, als er eine Party zu Hause feierte und sie stundenlang im Auto wartete. „Und wenn ich nicht in den Knast gekommen wäre, dann hätte ich wahrscheinlich irgendwann mal jemanden umgebracht.“ Abgeschirmt hinter seiner Staffelei schichtet Miguel emsig Farben übereinander. Die Gespräche gehen an ihm vorbei.

Sein Werk soll fertig werden. Auf dem Bild steht die untergehende Sonne dicht über dem Horizont und wirft das letzte Tageslicht eines warmen karibischen Tages auf die Palmen am Sandstrand. Ein seidig-rot schimmernder Himmel spiegelt sich in einem endlosen, wogenden Meer. So sieht es aus in der Dominikanischen Republik, wenn ein Tag zu Ende geht. Mit dem Schlüsselklirren reißt ein blaugekleideter Beamter die Häftlinge aus der Malstunde heraus, zurück in den Alltag. Durch die grauen Gänge geht es zurück in die Zellen. Und im Keller der Anstalt schließt sich leise die Tür zum kleinen Atelier.



UMSTRITTEN

Das Jugendstrafvollzugsgesetz

Seit 2007 ist das Hessische Jugendstrafvollzugsgesetz (HessJStVollzG) in Kraft. Im Gesetzestext steckt das Spannungsfeld zwischen Sicherheit und Erziehung:

§ 2

(1) Durch den Vollzug der Jugendstrafe sollen die Gefangenen befähigt werden, künftig in sozialer Verantwortung ein Leben ohne Straftaten zu führen (Erziehungsziel).

(2) Der Jugendstrafvollzug dient zugleich dem Schutz der Allgemeinheit vor weiteren Straftaten. Dies wird durch das Erreichen des Erziehungsziels und durch die sichere Unterbringung und Beaufsichtigung der Gefangenen gewährleistet. Bei der Prüfung von vollzugsöffnenden Maßnahmen sind der Schutz der Allgemeinheit und die Belange des Opferschutzes in angemessener Weise zu berücksichtigen.

Während der Haft sollen die Straftäter sich persönlich weiterentwickeln. „Wir nennen das Nachreifung“, sagt Maria Bauer, Abteilungsleiterin in der Justizvollzugsanstalt Wiesbaden. „Die Täter kommen als Jungs zu uns und verlassen den Vollzug als junge Männer.“

§ 3

(1) Der Jugendstrafvollzug ist erzieherisch auszugestalten. Die Entwicklung von Fähigkeiten und Fertigkeiten sowie die Bereitschaft zu einer eigenverantwortlichen und gemeinschaftsfähigen Lebensführung in Achtung der Rechte anderer sind zu fördern. Die Einsicht der Gefangenen in das Unrecht der Tat und in die beim Opfer verursachten Tatfolgen soll geweckt und durch geeignete Maßnahmen zum Ausgleich der Tatfolgen vertieft werden.

Allerdings verbüßen die meisten jugendlichen Strafgefangenen eher kurze Haftstrafen, im Durchschnitt etwa acht Monate (Frauen) bzw. 13 Monate (Männer). Große Fluktuation unter den Häftlingen erschwert aber Fördermaßnahmen, Schul- und Berufsausbildungen. Zwischen Tat und Verurteilung vergehe zu viel Zeit, Strafen fielen zu milde aus, sagen Kritiker. Das von der verstorbenen Berliner Jugendrichterin Kirsten Heisig entwickelte „Neuköllner Modell“ wollte das ändern: durch beschleunigte Verfahren mit konsequenterer Bestrafung. Viele Häftlinge würden ihre Haftstrafen tatsächlich lieber früher, dann jedoch kürzer, verbüßen, anstatt fortwährend Bewährungsstrafen zu sammeln, bestätigt auch Maria Bauer. „Eine frühere, kürzere Haftstrafe wirkt wie ein Schuss vor den Bug. So erst realisieren die Jugendlichen, dass sie tatsächlich bestraft worden sind.“ Die Fähigkeit, ein Schuldgefühl zu entwickeln, sei eine wichtige Lektion.



Der „Tatort“ lockt Millionen Zuschauer. Krimis überschwemmen den Buchmarkt. Warum eigentlich?

Dienstbesprechung im Polizeipräsidium Frankfurt: Ein Dia an der Wand zeigt eine Leiche im Park. Hauptkommissar Frank Steier ist gerade dabei, seinen Kollegen den aktuellen Ermittlungsstand mitzuteilen, als er einen Texthänger hat. Schauspieler Joachim Król, der Steier spielt, sitzt zwischen Kameras und Mikrofonen in einem ehemaligen Woolworth-Verwaltungsgebäude und bricht die Szene für den neuen Frankfurt-„Tatort“ ab.

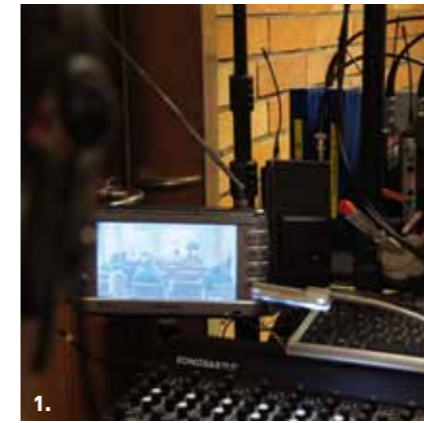
In einigen Monaten werden Millionen Deutsche diese Szene ohne Patzer sehen. Der „Tatort“ ist ein Quotengarant am Sonntagabend, das letzte mediale Kaminfeuer. Die Deutschen lieben die Mördersuche. Dass der „Tatort“ nicht viel mit realer Polizeiarbeit zu tun hat, ist dabei egal. „Die Ermittlungsarbeit wäre für ein Drehbuch ziemlich langweilig, weil Kommissare meist vor Akten sitzen“, sagt Jörg Himstedt, Fernsehfilm-Redakteur des Hessischen Rundfunks. Auch die Folge „Der Eskimo“, die gerade in Frankfurt gedreht wird, liefert, was die Leute sehen wollen: Tote, die von einer Mainbrücke hängen oder im Park herumliegen. Möglichst gruselige Plots – mit einem überraschenden Mörder am Schluss. Dass es bei Hauptkommissar Steier im Privaten kriselt, ist für viele Zuschauer überflüssiges Nebengeplänkel. „Die schreiben uns, dass

das Psychologische der Ermittler nervt. Die wollen vor allem Spannung“, sagt Himstedt. Kaum gibt's eine Leiche, ist das Publikum garantiert. Wer will, kann jeden Tag mehrere Krimis hintereinander gucken. Oder lesen. Bevor die Nachttischlampe ausgeknipst wird, bringt der Bestseller-Autor Daniel Holbe kriminelle Machenschaften ins Schlafzimmer.

„Unbekannte Tote, noch ein ganz junges Ding“, erläuterte Berger knapp, „abgelegt in einem Müllcontainer in der Taunusanlage. Bankenviertel. Sie wissen schon, irgendwo im Hinterhof eines dieser Hochhäuser, wo außer der Putzkolonnie kaum jemand hinkommt.“ (Daniel Holbe, „Tödlicher Absturz“)

Daniel Holbe fasziniert das Frankfurter Banken- und Rotlichtviertel. Er steht auf der Kaiserstraße. Hier spielt sein neuer Roman „Tödlicher Absturz“: Ein Banker entsorgt eine Prostituierte in einem Müllcontainer. Wenige Seiten später fallen Manager von Wolkenkratzern. Holbes Ermittlerin Julia Durant jagt einen Serienkiller. Das Böse regiert.

Holbe geht vorbei an Männern mit festgefrorenem Lächeln, die vor dem „Roten Haus“ und dem „Eros 27“ Kunden für ihre Etablissements abfangen. „Servus, wollen Sie sich vergnügen?



1.



2.



3.



4.

1. Viel Technik rund ums Böse beim „Tatort“
2. Joachim Król in „Der Eskimo“
3. Kamera läuft: Demnächst ist die neue Folge aus Frankfurt im Fernsehen zu sehen
4. Hildegard Ganßmüller leitet die Buchhandlung „Wendeltreppe“ in Frankfurt-Sachsenhausen
5. Buchhändlerin Jutta Wilkesmann liebt den englischen Krimi.
6. Privat mag sie es beschaulich: Krimi-Autorin Anne Chaplet
7. Daniel Holbe geht nachts nicht gern allein durchs Rotlichtviertel
8. Früher beim Schlachter, jetzt am Schreibtisch: Nele Neuhaus hat keine Angst vor Fleisch



5.



6.



7.



8.

»WIR BEFRIEDIGEN UNSERE ANGSTLUST«

Jochen Vogt

Sie sehen so aus.“ Das rote Schild am Eingang wirbt mit den „Best Girls In Town“. Eine Frau mit blasser Haut quält sich im Licht eines blau-pinken Scheinwerfers zu einem Lächeln. Wie ein passiver Beobachter geht Holbe durch das Viertel, als trüge er einen Tarmantel. Sein Blick huscht unsicher hin und her. „Als ich einmal nachts hier war, habe ich gedacht: Hier steigst du nicht aus dem Auto, hier kommst du erst wieder hin, wenn die Sonne ganz oben senkrecht am Himmel steht.“

An seinem Schreibtisch in Friedberg bei Frankfurt ist Daniel Holbe resoluter, dann nähert er sich menschlichen Abgründen, denkt auch beim Familienausflug über mögliche Tatorte nach. Er schreibt Romane, die hunderttausende Deutsche verschlingen. Bei Amazon schreibt eine Leserin, dass es „ruhig noch etwas blutiger und fieser“ hätte sein können. So wie in Holbes Vorgängerroman „Todesmelodie“.

„Das linke Ohr explodierte, und Blut, Knochensplitter und Gehirnmasse spritzen aus dem handflächengroßen Loch. Wo einst das rechte Auge gewesen war, befand sich ein Loch, aus dem Blut zu fließen begann.“ (Daniel Holbe, „Todesmelodie“)

Blutig sein – das ist das Gebot der Stunde. „Je härter, blutiger und oft auch verstörender, desto besser. Die Motivation hinter den geschilderten Verbrechen tritt hinter dem Schockeffekt zurück“, fasst Andrea Best, Verlagsleiterin bei Goldmann und Manhattan, das Erfolgsrezept von harten Krimis zusammen. Hildegard Ganßmüller dagegen runzelt die Stirn. „Daniel Holbe? Der sagt mir gar nichts.“ In Frankfurt-Sachsenhausen sitzt sie zwischen deckenhohen Bücherregalen. 1989 gründete sie die „Wendeltreppe“, die erste Krimibuchhandlung Deutschlands. Zu dieser Zeit galten Krimis als Schundliteratur, waren versteckt, verpönt, sie standen unsortiert in Stadtbibliotheken

herum. Heute verdankt die Buchbranche zehn Prozent ihres Umsatzes den Krimis. „Ganz schön viel für ein einzelnes Genre“, findet Claudia Paul vom Börsenverein des Deutschen Buchhandels. Allein 2012 erschienen 1.500 neue Krimis auf dem deutschen Markt.

Hildegard Ganßmüller kuschelt sich wie viele Deutsche unter ihre Decke, wenn sie Krimis liest und genießt den wohligen Schauer. Ihre Kollegin Jutta Wilkesmann kann Brutalität in Krimis nicht leiden: „Ich fürchte mich davor, das deprimiert mich, wenn da ein Serientäter unterwegs ist, der alle Frauen mit schiefer Nase oder braunen Haaren umbringt“, sagt sie. Aber neulich, da sei eine gestresste Ärztin mit drei Kindern auf sie zugekommen. „Die sagte: ‚Auf Brutales stehe ich nicht.‘ Wenig später hat sie dann eines der brutalsten Bücher gekauft. Da ist mir die Kinnlade heruntergefallen.“ Harte Krimis als Ventil, als Pause vom Alltag, als Ablenkung – so erklärt sich auch der emeritierte Literaturwissenschaftler an der Universität Duisburg-Essen, Jochen Vogt, die Faszination des Bösen. „Der Krimi ist das erfolgreichste globale literarische Genre.“ Sein Geheimnis: Leser fühlten sich bei der Lektüre angenehm bedroht. „Wenn wir einen Krimi gucken oder lesen, befriedigen wir unsere Angstlust, können Furcht verarbeiten. Der Leser denkt sich: Ich bin in Sicherheit, mir passiert das Schreckliche nicht.“

Nicht nur die Geschichten aus der Großstadt liefern Stoff für Kriminächte auf dem Sofa. Nele Neuhaus, Deutschlands derzeit erfolgreichste Krimiautorin, schreibt über Kämpfe um geplante Windkraftanlagen im Taunus und vermisste Mädchen zwischen Sulzbach und Altenhain.

„Eine Einheit der Bereitschaftspolizei durchsuchte den Pferdestall von Friederike Franze und durchkämmte die umliegenden Wiesen, leider ohne Ergebnis. Die jungen Männer und Frauen fluchten, als sie in der Bruthitze des Sonntagnachmittags Hunderte von Stroh- und Heuballen hin- und herräumen mussten.“ (Nele Neuhaus, „Wer Wind sät“)

Nele Neuhaus ist ständig auf Lesetour, muss bald einen neuen Roman schreiben. Ihr größter Erfolg, der Krimi

„Schneewittchen muss sterben“, erschien Anfang 2013 sogar in den USA. Neuhaus gibt jetzt Interviews für das Wall Street Journal und die Washington Post. „Anfangs hatte ich als Recherchemöglichkeit nur „CSI“ und den „Tatort“, sagt sie. Mittlerweile ist die Recherche aufwändig, für „Böser Wolf“ sprach sie mit Missbrauchsopfern, pflegte Kontakte zur Rechtsmedizin und zur Polizei. Tagsüber arbeitete sie in der Fleischfabrik ihres Ex-Mannes, nachmittags säuberte sie den Pferdestall. In jeder freien Minute schrieb sie Krimis, die sie im Eigenverlag veröffentlichte. Erst acht Jahre später wird Neuhaus entdeckt. Jetzt verkauft sie pro Jahr eine Million Bücher.

Tote Tiere, tote Menschen? Nele Neuhaus, die Metzgergattin mit Krimifaible? Das Klischee hält sich hartnäckig. „Ist aber alles Quatsch. Ich habe nur in der Verwaltung unserer Fleischfabrik gearbeitet. Nur wenn alle Mitarbeiter im Urlaub waren, habe ich Fleisch verpackt.“ Sie stellte den Wurstlieferanten Kartons mit ihren Krimis in die Transporter, die auch bei den Buchhändlern stoppten. „Ich habe meinem Ex-Mann versprochen, die Methoden in der Fleischfabrik in keinem Krimi zu verarbeiten. Allerdings könnte ich darüber schreiben, wie rückstandslos man dort eine Leiche entsorgen könnte.“

»KOMMT, MÄDELS. LASST EUCH MAL WAS ANDERES EINFALLEN«

Anne Chaplet

Regionalkrimis wie die von Nele Neuhaus boomen. Zwischen Nordseeküste (Theodor J. Reisdorf), Eifel (Jacques Berndorf) und Allgäu (Volker Klüpfel und Michael Kobr) gibt es kaum einen Fleck auf der Deutschlandkarte, wo kein fiktiver Ermittler unterwegs ist. Mittlerweile gibt es Kochbücher, Reiseführer und Führungen zu den Schauplätzen zahlreicher Krimireihen. „In einer komplexen globalisierten Welt haben wir das Bedürfnis nach Heimat. Deshalb werden ganz viele Regionen literarisch aufgepeppt“, sagt Literaturwissenschaftler Jochen Vogt.

Mit den Gegensätzen zwischen Großstadt und Provinz spielt auch die Krimiautorin Anne Chaplet.

„Am Hang hatte der Wind eine Schneise in die Buchenschonung geschlagen. Der grob zusammengezimmerter Hochsitz oben auf der Anhöhe lag auf dem Rücken wie eine tote Kuh, an seinen Beinen hatten sich Laub, Zweige, Papier- und Plastikfetzen gesammelt. Am Himmel segelte ein einsamer Greifvogel und aus dem Gebüsch am Feldweg stob ein Schwarm Spatzen auf.“ (Anne Chaplet, „Schrei nach Stille“)

Mücke-Ilsdorf, oberhessische Gemeinde, Felder, Bauernhöfe. Busse fahren nur einmal stündlich. Taxis gibt es nicht. Taxis heißen hier Krankentransporte, weil jeder ein Auto hat und nur alte Leute per Taxi zu ihrem Hausarzt befördert werden. In einem der alten Fachwerkhäuser mit niedrigen Decken wohnt Anne Chaplet – ein Pseudonym, hinter dem die Autorin Cora Stephan steckt. „Überall diese Katzenhaare“, sagt sie, lacht, und wischt mit der Hand über ihren Schreibtisch. „Du Dicke“, ruft sie Bissou hinterher, einer ihrer drei französischen Wildkatzen. 1998 veröffentlichte Chaplet ihren ersten Krimi. „Ich und ein paar andere haben auf den literarisch anspruchsvollen Krimi gesetzt – das kommt mir heute albern vor, zumal das Publikum offenbar mehrheitlich etwas anderes will.“ Womit sie nicht viel anfangen kann? „Möglichst blutig geschilderte Morde mit völlig unerklärlichen Motiven, bei denen man denkt: Wie irre ist der Täter denn? Bücher mit Serienmördern, die ihren Opfern Nägel in den Kopf hauen.“ Sie lacht wieder, schüttelt ihre rote Mähne. Und legt nach: „Autorinnen neigen dazu, die Frauen in ihren Büchern ihre Ehemänner umbringen zu lassen, quasi als emanzipatorische Leistung. Kommt Mädels, lasst euch mal was anderes einfallen!“

Überhaupt hat Anne Chaplet genug vom Einbruch des Bösen in die Idylle. Jetzt schleicht eine andere nachtaktive Gestalt durch ihren neuen Roman: Filou, die sich inmitten von Rosen und Lavendelfeldern in Südfrankreich sonnt. Anne Chaplet, zwei Mal ausgezeichnet mit dem Deutschen Krimipreis, schreibt jetzt Katzenromane. Und das macht ihr einen Mordsspaß.



Foto: Sedat Mehder

DAS SIND UNSERE ÄLTESTEN STOPPUHREN

von Julia Born

Die Geschichte eines Mordes kann Mark Benecke an den Maden auf der Leiche ablesen. Er ist Deutschlands bekanntester Forensiker und Kriminalbiologe, aber alles andere als ein nüchterner Naturwissenschaftler. Bei ihm wird jeder Moment zur Inszenierung

Mark Benecke ist konzentriert. „Wie kann das sein, wie funktioniert das?“, fragt er sich. Die ganze Wohnung ist sauber und ordentlich, bloß auf dem Wohnzimmertisch stehen zwei schmutzige Kaffeetassen, neben einem Gebiss. Eine alte Frau liegt neben dem Tisch auf dem Sofa. Tot. Erstochen. „Wie kann eine Frau mit fünfzig Messerstichen in den Brustkorb getötet werden, ohne dass man in der Wohnung auch nur einen Blutspritzer findet?“ Benecke begutachtet die klickenden Perlenvorhänge, die in jedem Türrahmen hängen und es unmöglich machen, geräuschlos in der Wohnung umherzugehen. „Wie soll sich der Täter hier bewegt haben?“ Benecke entdeckt den zweckentfremdeten Rückspiegel an der Hauswand, der dazu dient, die Eingangstür von der Küche aus zu observieren. „Sehr merkwürdig war das alles“, berichtet er rückblickend.

Mark Benecke spricht schnell und verschluckt manchmal Silben. Sein Ton ist flapsig, seine Sätze schnörkellos, gespickt mit kölschem Dialekt. „Wasn das fürn Dreck, Schwachsinn, fuck it“, das geht ihm leicht über die Lippen.

Mark Benecke trägt Lederhose und Tattoos und arbeitet mit einer Materie, vor der sich viele ekeln: Insekten. Studiert hat der 42-Jährige Biologie, Zoologie und auch Psychologie in Köln. Später hat er sich an der FBI-Academy in den USA fortgebildet. Sein Fachgebiet ist die forensische Entomologie, rechtsmedizinische Insektenkunde. Schon im Mittelalter wurden Insekten untersucht, um auf Todeszeit und Ursache zu schließen, nach dem Zweiten Weltkrieg galt die Methode als veraltet. Erst seit einigen Jahren wird dazu systematisch geforscht. In den neunziger Jahren arbeitete Benecke in New York am Institut für Rechtsmedizin, bevor er sich in Deutschland als vereidigter Gutachter selbstständig machte.

Wenn Morde begangen werden, dann lauern Insekten schon im Gras oder in der Luft. Kaum setzt der Verwesungsprozess ein, machen sie sich über die Leiche her, zerfressen das menschliche Gewebe. Als Biologe und Zoologe untersucht Benecke das kleine Getier, das den Leichnam befallen hat und kann so den Todeszeitpunkt berechnen. „Denn Schmeißfliegen, Ameisen und Maden sind unsere ältesten Stoppuhren.“ Seine Herangehensweise hat schon oft Licht ins Dunkel gebracht und Fälle aufgeklärt, die hoffnungslos schienen.

So auch beim Pastor-Geyer-Fall: Die Frau von Klaus Geyer wird im Juli 1997 tot in einem Wald am Stadtrand von Braunschweig gefunden. Der Pastor selbst meldete seine Frau als vermisst, hat ein Alibi. Doch dann kann Benecke entscheidende Untersuchungsergebnisse liefern, die Geyers Aussagen widersprechen: Drei Schmeißfliegenmaden werden mit einem Sonderflugzeug zu Benecke nach New York geschickt. Er bestimmt das Alter der Maden und kann den genauen Todeszeitpunkt der Frau ausrechnen. Und für diese exakte Zeit hat Geyer kein Alibi. Er wird wegen Totschlags verurteilt.

„Ich sortier' gerne Sachen und gucke auf das, was wahr ist.

Die übergeordneten Werte, das Juristische oder das Kulturelle, das interessiert mich nicht“, sagt Benecke über sich selbst. Er kokettiert mit seinen Eigenarten, seine DVDs rücke er gerne in die richtige Ordnung. Es rege ihn auf, „wenn das alles einfach nicht sortiert ist“. Benecke interessiert sich für das, was ist. Für das, was man erfahren und beschreiben kann. Metaphysisches und Religiöses, bloße Vermutungen, die sind nicht sein Ding. Ob ein Mord heimtückisch war oder was im Kopf des Täters vorgeht, „das ist nicht mehr mein Gebiet.“ Deshalb ist es ihm auch egal, ob er für Anklage oder Verteidigung arbeitet, er sei weder im Namen des Guten noch im Namen der Gerechtigkeit tätig. „Ich arbeite für die Wahrheit“, sagt der Naturwissenschaftler. Benecke ist renommiert, aber auch unberechenbar und unbequem. Wer ihn zur Lösung eines Falls hinzuzieht, muss damit rechnen, dass sich sein Gutachten auch gegen den Auftraggeber richten kann. „Ich bin eben nicht bestechlich“, sagt er.

Mark Benecke wird engagiert, wenn niemand mehr weiter weiß. Wie im Fall der alten Dame, die auf ihrem Sofa erstochen wurde. Freunde und Bekannte haben Benecke gerufen, die Tochter der Toten soll die Mörderin sein, obwohl sie ihre Unschuld beteuert. Das Gerichtsurteil lautet dennoch: lebenslänglich. Wenn alles rätselhaft und ungeklärt ist, wie in diesem Fall, dann beginnt für Benecke die Arbeit. Mit dem Sortieren. Seine Methode ist die möglichst realistische Tatortnachstellung. „Was machen wir also? Wir klären es, indem wir's uns einfach angucken. Als Erstes überlegen wir uns: Kann das überhaupt gehen?“ Benecke prüft die Grundannahmen. „Ich interessiere mich für das Nebensächliche, für den Quatsch, für die Krümel, die vom Tisch fallen.“ In langweiligen, nebensächlichen Sachen steckten unendlich viele Informationen. „Ohne dass man die Leiche anguckt und ohne dass man sich fragt, wer wohl ein Motiv hätte, die Frau umzubringen.“ Keine Mutmaßungen, das ist seine Grundregel. Stattdessen stellt sich Benecke die Frage: Warum ist das hier

alles so wie es ist? Sein Motto: Nicht zuviel denken. „Wer denkt, fliegt.“ Klingt paradox. Ist Denken nicht Sherlock Holmes' Job? Denken, und zwar so lange, bis alles zusammenpasst und sich jedes Detail zu einem Mosaik fügt? Nein, ganz falsch. Holmes ist kein Grübler. Und Benecke ist es auch nicht. Er stellt die Fälle nach, wirklichkeitsgetreu und genau. So wie es sein muss. So wie Sherlock Holmes, dessen brillante Deduktionsschlüsse auf zahlreichen Experimenten basieren. In den Büchern sei das viel zu überzeichnet, kritisiert Benecke. In der Realität arbeite man mit dem Einschluss- und Ausschlussprinzip. Zunächst muss man ausschließen, was alles nicht passiert sein kann. Erst dann kann man das Einschlussprinzip anwenden, das man aus dem Fernsehen kenne, erklärt Benecke.

Wenn der Kriminalbiologe die Zeit zurückdrehen könnte, dann würde er am Tatort des Barschel-Mordes auf die eine wichtige Nebensächlichkeit achten. „Mit einem einzigen Handgriff könnte man die ganze Story aufrollen.“ Wäre er vor Ort gewesen, dann hätte er die Weinflasche im richtigen Moment gesichert. Bevor einer der Journalisten das einzige Indiz mitgehen lassen konnte. „Noch heute könnte man an der Flasche Hautabdrücke finden oder feststellen, ob Gift drin war. Aber das ist postmortales Rumklugscheißern, wie wir das nennen.“

Beneckes Erfolgsrezept ist das Extrem. Er inszeniert seine Arbeit – und sich selbst. Er war schon bei Markus Lanz, hat in Fernsehserien als Ermittler mitgespielt. Im Tigerentenclub zeigt er Kindern, dass man mit Maden auch Kunst machen kann. Er tunkt sie in Farbe und lässt sie dann über eine Leinwand kriechen. Seine Vorträge hält er in Sälen, die mit 400 Besuchern bis auf den letzten Platz besetzt sind. Bevor er in Darmstadt eine seiner Shows beginnt, beschallt er die Halle mit düsterer Musik, passend zu seinem Lederoutfit. Nervös ist er nicht. „Das macht mir gar nichts, das ist für mich wie bei Oma Kaffee trinken.“ Und doch scheint es, als ströme ihm

mit jedem Takt der Musik mehr Adrenalin durch den Körper. Er atmet noch die Atmosphäre ein, während seine Fans schon ihre Plätze eingenommen haben. Sie sind gespannt. Alle wollen sie sehen, die schaurigen Bilder, die Beneckes spektakulären Fall eines Serienkillers in Kolumbien dokumentieren. Eingehüllt in weiße Arbeitsanzüge ermitteln die Kriminalbiologen am Tatort. Der Kolumbianer Luis Alfredo Garavito Cubillos hatte innerhalb von sieben Jahren knapp 300 Jungen getötet. „Dieser Serienmord hat die höchste Taktrate in der jüngeren Menschheitsgeschichte.“ Benecke war der einzige Forensiker, der in die Ermittlungsarbeit involviert war. Und das auf eigene Faust. Er hatte von den Gräueltaten gehört und auch davon, dass die kolumbianische Polizei bei den Ermittlungen nicht weiter kam. Also buchte er das Flugticket und zahlte aus eigener Tasche.

Wenn Benecke unterwegs ist, ist seine Frau Lydia oft dabei. Sie arbeitet als Psychologin manchmal an denselben Fällen. Zusammen schreiben sie Bücher. Die Rollenaufteilung ist dabei klar: Er ist für die Insekten zuständig, sie für die Menschen. Benecke klärt die Tatsachen, seine Frau versetzt sich in die Psyche der Täter, will rausfinden, was sie antreibt. Seit drei Jahren sind die beiden Wissenschaftler verheiratet. Als Mark zum ersten Mal bei Lydia im Wohnzimmer steht, stellt er fest, dass sie nicht nur dieselben Interessen hat, dieselben Bücher liest, sondern sie auch in derselben Reihenfolge auf dem Bücherregal stehen hat. Alle sortiert.



MÖRDERISCHER MANGEL



Er ist ein international anerkannter Angstforscher, Facharzt für Neurologie und Psychiatrie und lehrt als Professor an der Universität Göttingen: Borwin Bandelow. Jetzt hat der Psychotherapeut sein neuestes Buch „Wer hat Angst vorm bösen Mann?“ vorgelegt. Im Gespräch verteidigte er seine These: Endorphinmangel könne Menschen zu Mördern machen

Herr Bandelow, für Ihr Buch haben Sie viele Serienmörder und Opfer getroffen und waren verblüfft. Warum?

Nehmen Sie die Geschichte von Colleen Stan. Diese Frau wurde acht Jahre lang in eine sargähnliche Kiste eingesperrt. Einzig eine Stunde am Tag wurde sie abends aus der Kiste geholt, um auf die Toilette zu gehen, zu essen – und vergewaltigt zu werden. Ich traf sie viele Jahre nach der Gefangenschaft und habe bewundert, dass sie ihren Humor nicht verloren hatte. Sie konnte auf einem

hohen intellektuellen Niveau die Dinge beschreiben, die sie an die Grenzen des menschlichen Daseins haben kommen lassen. Ich hatte etwas ganz anderes erwartet.

So wie bei Natascha Kampusch?

Genau. Da dachten auch viele, dass eine Art Wolfsmädchen aus dem Keller kommt, das sich nicht ausdrücken kann und völlig verstört ist. Es kam aber eine intelligente junge Dame, die druckreif spricht.

Fiel es Ihnen nach den Begegnungen mit Opfern schwer,

sich mit den Tätern auseinanderzusetzen?

Ich hatte früher in der Forensik täglich mit Tätern zu tun, habe sie häufiger getroffen als manche Freunde. Natürlich bin ich mehr auf der Seite der Opfer, doch ich habe feststellen müssen, dass es passieren kann, dass man sich aus irgendwelchen Gründen mit den Tätern solidarisiert. Dann kam ich nach Hause, und Bekannte fragten: ‚Wie? Mit dem Vergewaltiger gibst du dich ab?‘ Auch wenn man die Täter meist nicht mag,



»SEX, EXTREMSPORT ODER MORD.
DAS ERHÖHT DIE
ENDORPHINAUSSCHÜTTUNG«



Schauergeschichten: Borwin Bandelow berichtet aus der forensischen Psychiatrie

kann es passieren, dass sie einen faszinieren. Mit manchen hätte man eine lange Zugfahrt verbringen können. Bei anderen, zum Beispiel beim Mehrfachvergewaltiger Frank Schmökel, konnte ich mir das nicht vorstellen. Der war eine ganz andere Marke.

Inwiefern?

Frank Schmökel ist ein Prototyp. Er verkörpert typische Merkmale einer antisozialen Persönlichkeitsstörung. Als Kind hat er Tiere gequält und mit ihnen Sex gehabt. Er hatte einen überstarken Sexualtrieb, war pädosexuell veranlagt, vergewaltigte sechs Mädchen. Schon als Jugendlicher kam er in die Psychiatrie. Durch sein geschicktes Auftreten hat er es aber immer wieder geschafft, dass er freikommen konnte und die Leute dachten, er wäre resozialisierbar. Sie irrten sich.

Wie schafft er es, dass Menschen sich so in ihm täuschen?

Es liegt an seiner Ausdrucksweise. Er benutzt eine ganz einfache Sprache, schafft es aber, sich unter Verwendung einfachster Wörter sehr feinfühlig mitzuteilen.

Sie vertreten die These, dass solche antisozialen

Persönlichkeitsstörungen durch einen Mangel an Glücksgefühlen entstehen.

Ja, weil bei den Tätern zu wenige Endorphine ausgeschüttet werden oder weil deren Rezeptoren zu wenig sensibel sind. Denn nur dann, wenn sich ein Endorphin an einen solchen Rezeptor andockt, kommt das Glücksgefühl. Und wenn das Andocken nicht passiert, gibt es kein Glücksgefühl. Eine Möglichkeit, die Endorphin-Ausschüttung zu erhöhen, wäre Heroin – aber dann wird man süchtig.

Oder ein Mord?

Ja. Oder Sex und Extremsport. Es stellt sich aber die Frage, warum der eine ein Mörder wird, der andere ein Junkie und der letzte ein Vergewaltiger. Da weiß ich noch keine gute Antwort.

Wenn der Mensch beim Morden Endorphine freisetzt,

ihm also das Morden Glücksgefühle bringt: Ist das nicht ein Zeichen dafür, dass die Natur des Menschen doch böse ist?

Ich würde es so sagen: Jeder Mensch wird für Aggressionen mit einer Endorphinausschüttung belohnt. Das ist evolutionär be-

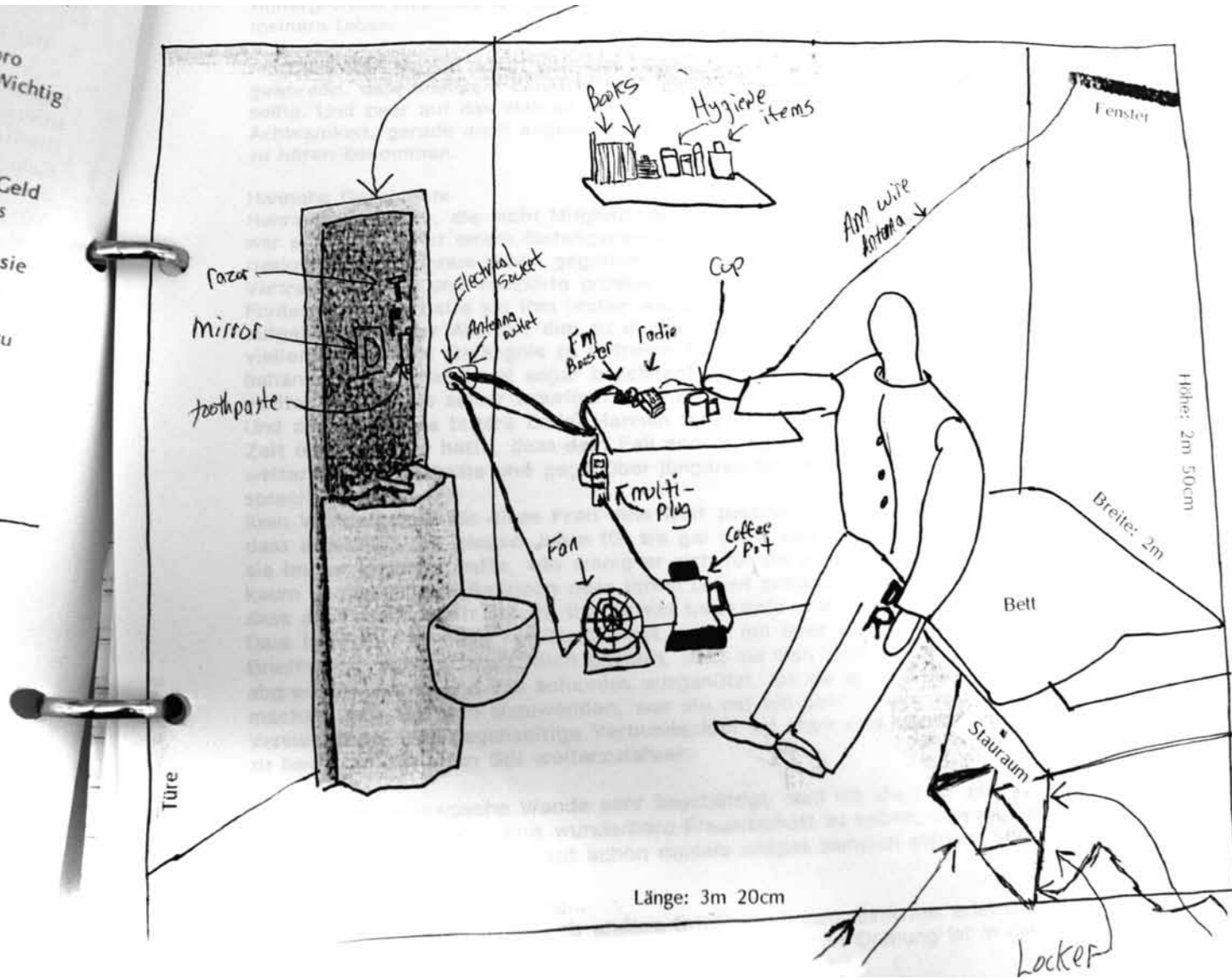
dingt, schon bei den Höhlenmenschen durfte bei einem Überfall der siegende, aggressivere Stamm die Frauen und den Besitz des Verlierers behalten.

Wenn die biochemischen Faktoren so entscheidend sind, wie Sie behaupten, kann man das Böse dann behandeln?

Wir müssten ein Mittel entwickeln, das die guten Gefühle auslöst, die Straftäter verzweifelt suchen. Dann müssen sie nicht mehr rausgehen, um Drogen zu nehmen oder zu vergewaltigen. Aber wie schaffen wir es, dass dieses Mittel nicht süchtig macht? Da können uns Endorphine als Vorbild dienen. Die lösen zwar Glücksgefühle aus, machen aber ja auch nicht süchtig. Also gibt es wahrscheinlich schon eine Möglichkeit, das pharmakologisch zu trennen.

So einfach?

Ja. Es bleibt nur die Gefahr, dass dann alle Menschen auf einmal diese Pille wollen, um glücklicher zu sein. Und dann sterben wir aus, weil wir nicht mehr essen oder keinen Sex mehr haben.



SARAH LERNT FÜR IHR EXAMEN. RICHARD WARTET IN EINEM TEXANISCHEN TODESTRAKT AUF SEINE HINRICHTUNG. DIE STUDENTIN UND DEN HÄFTLING VERBINDET EINE ACHTJÄHRIGE BRIEFFREUNDSCHAFT. BALD MÜSSEN SIE ABSCHIED NEHMEN

BRIEFE VON RICHARD

von Lena Niethammer

Die Haare lang wachsen lassen, so ein Schwachsinn, was soll das denn für ein Protest sein? Ein Zeichen gegen das System, von wegen. War ja klar, dass ihn die Wärter wieder in Level drei packen. Und wer muss jetzt drunter leiden: Na sie! Seit Monaten kam kein Brief. Sie geht zum Schreibtisch, greift nach Papier und Stift. Sie wird ihm jetzt mal die Meinung sagen. Sarah schüttelt lachend den Kopf, als sie davon erzählt. Immer muss Richard rebellieren. Mal ließ er sich den Bart lang wachsen, mal die Haare, oder er schmuggelte ein Handy ins Gefängnis. Hauptsache gegen die Regeln. Die junge Frau mit den lockigen Haaren verdreht die Augen. Sie sitzt auf ihrem Bett in dem kleinen Wohnzimmer. Es ist gerade mal so groß wie Richards Zelle, zehn Quadratmeter, nur schöner eingerichtet. Vor ihr liegt ein Ordner mit Briefen. Jeder gelocht und fein säuberlich abgeheftet. Der Ordner ist das Herz ihrer Freundschaft. Eine Freundschaft ohne Happy End.

Alles beginnt, als Sarah mit 17 ein Buch mit dem Titel „Dead Man Walking“ in den Regalen der Stadtbibliothek entdeckt. Es geht um den Briefwechsel zwischen einer Frau und einem zum Tode Verurteilten. Im Klappentext findet sich ein Verweis auf den Internetauftritt von Lifespark, eine Schweizer Organisation, die solche Brieffreundschaften vermittelt. Der Entschluss steht schnell: Sie will auch. Es ist Neugierde, die sie antreibt, ein wenig auch die Faszination des Bösen und die Abneigung gegen die Todesstrafe. Lifespark sucht per Zufallsprinzip einen Gefangenen für sie aus und schickt ihr seinen Namen: Richard.

Dann ist es so, wie es mit weißen Blättern immer ist – Sarah sitzt vor dem Papier, das ihr erster Brief werden soll, starrt es an, starrt, starrt. Sie weiß nichts über diesen Mann, der zumindest einen Mord begangen haben muss. Wie fängt man also an? Sie entscheidet, sich selbst zu beschreiben. Dass sie Sarah Kim Gekeler heiße, 17 Jahre alt sei, ein Familienmensch, Musikliebhaber, Irland-affin. Sie schickt ab und wartet. Zwei Wochen. Bis zum 27. Januar 2005.

I will start by saying I will be more than willing to correspond with you for as long as you will let me. I will also take this moment to let you know that since being condemned to this fate, I have had some very deep self-reflection. I know I will never be perfect, very far from it in fact. It was proven in the Court of Law that I could not be rehabilitated and I have since taken it upon myself to rehabilitate myself. I assure you that none of my intentions are in any way motivated by evil or greed. I promise you that all I say is sincere and true.

Es ist der Beginn einer achtjährigen Brieffreundschaft. Eine Konstante in Sarahs Leben. Richard wird immer dabei sein: Als sie sich über ihr Abi freut, als sie zu Hause auszieht, endlich erwachsen wird oder zumindest meint erwachsen genug zu sein, um die Heimat zu verlassen und in Kiel ein Freiwilliges Soziales Jahr zu machen, als sie ihren ersten Freund kennenlernt, dann an den Männern verzweifelt, als sie zum Studium nach Berlin geht, nur um nach einem Jahr hinzuschmeißen und es in Tübingen erneut zu versuchen. Er wird immer dabei sein, ihr zuhören, sie trösten und beraten. Heute ist Sarah eine selbstsichere junge Frau. Nicht schüchtern, nicht laut. Aber es gab Zeiten, da quälten sie Selbstzweifel. Vielleicht ist es nicht richtig gewesen, nach Kiel zu gehen, denkt sie. Sie fängt an zu bereuen, will zurück zu den alten Freunden, da weiß man wenigstens schon, dass sie einen mögen. Diese ganzen neuen Menschen, die sind nichts für sie.





Inmitten von Freunden und Familie: Richard ist Teil von Sarahs Welt. Seit acht Jahren schreiben sie sich Briefe



One way to look at this time is as a new beginning. One of which represents a major part of your life like asserting full independence. So far from home personally I would see it much like an adventure and would do my best to have the time of my life as such a time only presents itself once. You're a strong German girl. I've no doubt you'll make it through this period of your life with a greater vibrance for it and what follows.

Es ist seine Art, nichts für selbstverständlich zu halten, die ihre Wahrnehmung ändert. Ganz detailliert soll sie alles Erlebte beschreiben. Wie roch der Wald? Läuft es sich über Laub anders? Wie zwitschern die Vögel in Deutschland? Er nutzt ihr Leben als Inspiration für jene Fantasiewelt, die er sich im Gefängnis aufbauen muss, um nicht zu verzweifeln, um ein paar Stunden am Tag seiner Schuld zu entfliehen. Sie reden über alles und doch nicht über die eine Sache. Der richtige Moment, nach der Tat zu fragen, wäre vielleicht direkt zu Beginn gewesen. Doch Sarah hatte Angst. Zwei Jahre vergehen, sie mag Richard immer mehr und befürchtet, die Sache nicht mehr objektiv einschätzen zu können. Eines Morgens entscheidet sie, dass es an der Zeit sei, die Wahrheit zu erfahren, fährt ihren Laptop hoch und tippt seinen Namen in eine Suchmaschine ein ...

Texas man sentenced to death for 2002 murder of a mentally handicapped hostage

Es ist der 9. Februar 2002, kurz nach zehn Uhr. Richard und sein Kumpel Beunka betreten maskiert eine Tankstelle in Rusk, Texas. Ein Mann kauft gerade ein, und zwei Verkäuferinnen unterhalten sich hinter der Kasse. Richard bedroht mit seiner Pistole den Mann und eine der Frauen, während Beunka die andere zwingt, Geld in eine Tüte zu stopfen. Alles scheint nach Plan zu laufen. Doch als die Frau Beunka das Geld übergeben will, hält sie irritiert inne und schaut ihm direkt in die Augen. „Ich kenne dich“, sagt sie. Die Situation kippt. In Panik geraten zieht Richard seine Maske vom Kopf. Was nun? „Gebt mir eure Wagenschlüssel“, schreit er. Sie nehmen den Mann und die beiden Frauen als Geiseln und zwingen sie, in einen alten braunen Cadillac einzusteigen. Beunka fährt, während Richard vom Beifahrersitz aus die Geiseln auf der Rückbank beobachtet. Der Revolver liegt schussbereit in seiner Hand. Sie fahren zu einem abgelegenen Waldstück. Beunka steigt aus und nimmt eine der beiden Frauen mit. Richard sperrt die andere und den Mann in den Kofferraum. Dann beobachtet er, wie Beunka die Frau vergewaltigt, greift aber nicht ein. Minuten vergehen. Nach der Vergewaltigung versuchen sie, die drei Geiseln gemeinsam in den Kofferraum zu sperren. Der ist dafür aber zu klein. Sie holen sie wieder raus, fesseln die beiden Frauen, überlegen sich, nur den Mann mitzunehmen. Der Mann heißt Kenneth Vandever, ist 37 Jahre alt und seit einem Autounfall auf dem College geistig behindert. Als er mitbekommt, dass die beiden Männer ihn mitnehmen wollen, bricht er in Panik aus, protestiert und schreit. Da drückt Richard ab. Dann geht alles schnell. Beunka schießt auf die Frauen, beide gehen zu Boden. „Seid ihr tot?“ Keine Antwort. Die Männer fahren weg. „Left for dead“, steht in der Prozessakte. Beide Frauen überleben, die eine mit einem Schulterschuss, die andere unverletzt.

Sarah klappt den Laptop zu. Sie fühlt sich benommen. Einen Behinderten, ausgerechnet einen Behinderten. Wo sie doch ihr Leben lang welche betreut hat – die Nachbarstochter mit Down-Syndrom, in der Behindertenschule während des FSJ, dann in der Lebenshilfe. Es dauert Monate, bis sie das verdaut hat. Monate, in denen sie nicht zu Papier und Stift greift. Und es dauert weitere zwei Jahre, bis sie die Kraft findet, ihn auf die Tat anzusprechen.

I was totally amiss about the fact that you don't even know what I'm here for. I guess I've always hypothesized you'd done your research long ago. That's actually quite amazing and really means a whole lot to me that all this time you've accepted me for who I am. your understanding uninhibited my demons of my past that have more or less defined me. Wow. thinking back, it's rather surreal. It feels like only yesterday when I was a wild and carefree 18 year old and then again paradoxically it seems like so many years ago. I must have relived that single night a thousand times.

Sie machen weiter wie vorher. Sie erzählt, er hört zu. Er rebelliert, sie stöhnt. Vielleicht ist es Zufall, dass sie öfter von ihrer Arbeit mit Behinderten erzählt, vielleicht will ihr Unterbewusstsein ihn provozieren, sie weiß es nicht. Sie werden Freunde. Er nennt sie *my sister*. Sie spricht von einer Art beschützendem großen Bruder. Beide sind sich trotz großer Nähe über die Grenzen ihrer Freundschaft bewusst. Das unterscheidet sie von anderen. Immer wieder gibt es Frauen, die sich in ihre Briefe verlieben, sie sogar heiraten. Bei Lifespark gab es zwei Hochzeiten in den vergangenen Jahren. Der Göttinger Psychiater Borwin Bandelow deutet das Phänomen als grundsätzliche Faszination des Dunklen, das von einem Gewalttäter ausgeht. Oder es sind Frauen, die an das Gute im Menschen glauben. Sie sind überzeugt, ihre Liebe bringe dem Täter inneren Frieden. Nicht selten sind diese Frauen tiefgläubig und wollen ihren Gefangenen bekehren. Am 25. April 2013 wird Sarahs und Richards Brieffreundschaft ablaufen. Es gab Anzeichen, dass es bald so weit sein würde. Alle Berufungsverfahren scheiterten. Beunka, den die texanische Justiz ebenso wegen des Mordes verurteilt hatte, wurde bereits im April 2012 hingerichtet. Doch als dann Mitte Januar Richards Hinrichtungstermin bekannt gegeben wurde, war die Ohnmacht groß.

I tell you there is still an internal struggle – raging about sitting here so idly while this all commences in a way it feels like my final stand. I have no fear whatsoever about the prospect of death. It's all this struggle that I've been through that compels me to continue living. I know captivity for me is an endless struggle, but what is life without it anyway. Sarah kann nur mit den Schultern zucken. „Da wird einem eine Person wichtig und – zack – schon wird sie einem wieder weggenommen.“ Zuerst war sie wahnsinnig traurig, hat stundenlang geweint, dann kam die Wut. „Mittlerweile habe ich meinen Frieden damit gefunden“, sagt sie. Sie kniet auf ihrem Bett, hält sich selbst an den Oberarmen fest, neben ihr sein letzter Brief. Sie wirkt gefasst, nur das Lachen, das immer auftaucht, wenn sie vom 25. April redet, verrät ihre Hilflosigkeit. Eine, die den Abschied schon erlebt hat, ist Gabi Uhl. Zwei Mal war sie dabei, als ihre Briefe hingerichtet wurden. Hinter einer Glasschreibe hat sie zugesehen, wie Clifford Bogges und Kevin Kincy ihre letzten Worte sprachen. Die tödlichen Injektionen gespritzt wurden. Sie hat zugesehen, wie sie langsam die Augen schlossen und vier Minuten lang nichts passierte, bis dann ein Arzt den Tod feststellte. „Es war ein erschreckendes Ritual. So unwirklich, als wäre es ein Film“, sagt sie. Der Widerspruch, nicht glauben zu können, dass das gerade passiert, und das Bewusstsein, dass es aber real ist, war kaum erträglich. Ihr habe geholfen, dass sowohl Bogges als auch Kincy den Tod als Weg zu einem besseren Leben sahen.

I welcome death and when it finds me I shall embrace it like a warm blanket. Hopefully, I'll have a decent funeral and won't be cast in some unmarked prison grave for eternity. I'd rather just be dumped in the ground with no coffin at all to provide nutrients for the Earth, perhaps have some seeds tossed around my body, so that a tree can grow through my body and my body through it and it's fruit and flowers, so that the birds and squirrels can then feed on those and carry me with them through the air and other trees. Then I can be in the earth, the trees and the animals. All at the same time. That would rock.

Sarah wird am 25. April nicht schlafen gehen. Sie will wach bleiben, vielleicht eine Kerze anzünden, hinfahren wird sie nicht. Aber einfach den Tag übergehen, nein, das gehe nicht. Richard war ihr ein guter Freund. Bis sie bereit ist, eine neue Brieffreundschaft anzufangen, wird einige Zeit vergehen. Doch sie wird es tun. Da ist sie sich sicher.



Sieht aus wie eine Armbanduhr und lässt sich im Winter bequem unter langen Hosen verbergen: die „Fußfessel“

KNAST to go

von Tobias Fülbeck

EIN TAG IN HAFT KOSTET 130 EURO, ELEKTRONISCHE FUSSFESSELN DAGEGEN NUR 150 EURO IM MONAT. NOCH GÜNSTIGER SIND DIE SO GENANNTEN „LEICHTEN FESSELN“, DIE IHRE TRÄGER NICHT MIT GPS-, SONDERN MIT RADIOFREQUENZTECHNIK ÜBERWACHEN. SIE WERDEN IN HESSEN ALS FREIWILLIGE ALTERNATIVE ZUR HAFTSTRAFE EINGESETZT

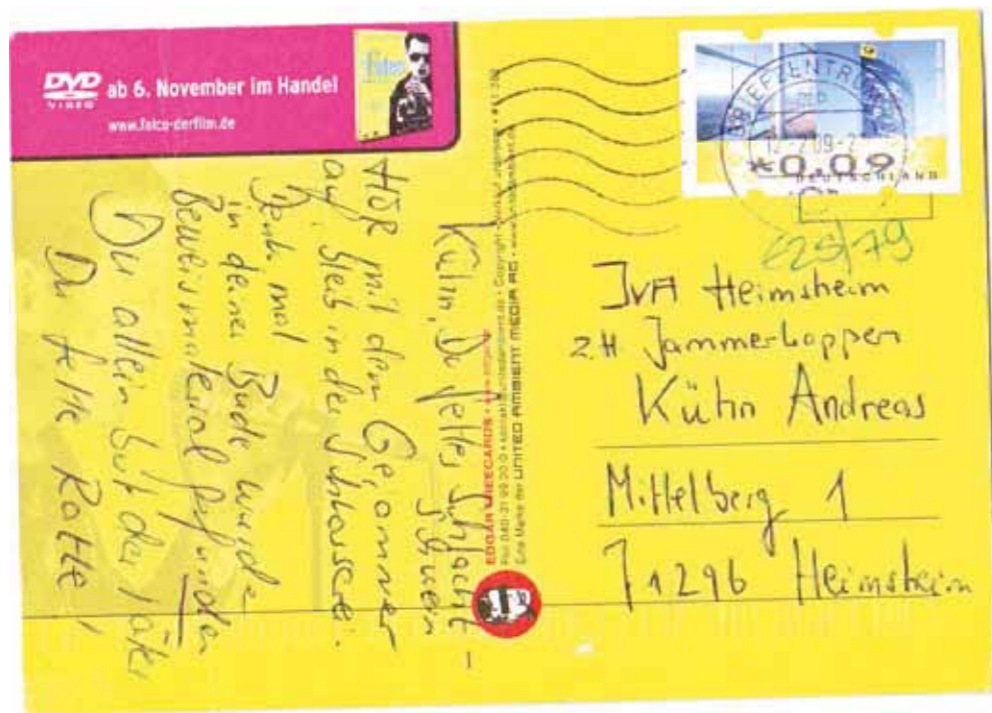
ÜBER ZU WENIG STRUKTUR in seinem Leben kann sich Thorsten*, 29, nicht beklagen. Seit einem halben Jahr diktiert ihm ein Wochenplan, wo er wann zu sein hat. Um sein Fußgelenk klammert sich eine elektronische Fußfessel, ein Funksender, versteckt in einem schwarzen Stück Gummi. Wenn Thorsten morgens nicht zur Arbeit geht, wird ein Alarm ausgelöst. Dann muss er sich melden, erklären, warum er noch nicht seine Wohnung verlassen hat, um als Maler und Lackierer zu arbeiten. Wenn er abends nicht um 19 Uhr zurück ist, meldet der verstaubte Empfänger in seiner Zwölf-Quadratmeter-Wohnung am Mainufer eine Störung an die Überwachungszentrale in Bad Vilbel. Die Fußfessel misst die Körpertemperatur, die sinkt, wenn sich die Fessel bei Bewegungen minimal lockert. Wenn er sich nachts im Schlaf bewegt, gibt es schon mal einen Fehlalarm. Fußfessel klingt nach Totalüberwachung – und nach Kinderschänder. Aber Fußfessel ist nicht gleich Fußfessel: Thorstens hat keinen GPS-Melder, anders als die Fesseln der bundesweit 39 Schwerstverbrecher, zumeist Sexualstraftäter, deren Aufenthaltsort jederzeit genau erfasst wird. Thorsten macht die Fußfessel nicht viel aus. Wenn sie nicht wäre, säße er im Knast. „Sie könnte auch ein Accessoire oder ein Pulsmesser sein. Ich finde das nicht schlimm. Meine Überwacher wissen ja nicht jeden Moment, wo ich bin. Und wenn ein Kontrollanruf kommt, sind die Leute am anderen Ende der Leitung immer sehr höflich, sehr human.“

Vor drei Jahren bricht die Polizei die Türen von Thorstens Wohnung in einem Vorort von Frankfurt auf. Die Beamten sind auf der Suche nach Drogen, die er konsumiert und mit denen er gedealt hat. Thorsten ist am Vortag gewarnt worden, hat ein paar Drogen verschwinden lassen. Marihuana bleibt unbenutzt lose auf dem Küchentisch liegen. Zwei Monate später: Thorsten wird verurteilt, ein Jahr Freiheitsstrafe auf Bewährung. Es geht um wenige Gramm Drogen. Während der Bewährungsstrafe taucht Thorsten unter. Die Bewährung wird widerrufen, Thorsten kommt in den Knast. „Ich musste mich erst mal akklimatisieren. Aber ich habe mich schnell gewöhnt.“ In der Haft wurde er gewarnt: Wenn er im Knast mit Drogen erwischt werde, habe er keine Chance auf eine Verkürzung der Haft. Er bleibt clean, wird in das Fußfesselprojekt aufgenommen, das 2000 in Hessen gestartet ist. „Kaum war ich draußen, hatte ich Riesenstress mit meiner Mutter. Ich habe dann was getrunken und wieder gekiff.“ Thorsten schämt sich,

verweigert Urinkontrollen. Das fällt auf. Er muss gestehen: „Ich kiffe noch immer täglich.“ Thorstens Zähne sind gelb, an einigen Stellen ist der Zahnschmelz abgebröckelt, er hat Karies. Es sind die sichtbaren Zeichen seines langen Drogenkonsums.

Andrea Dittrich ist Thorstens Bewährungshelferin. Weil er eine Fußfessel trägt, hat sie mehr Einfluss auf ihn als andere Bewährungshelfer, die Ex-Straftäter ohne Fußfessel betreuen. Mit ein paar Klicks am Computer kann sie bestimmen, wie viele Stunden Thorsten sich trotz Fußfessel frei bewegen darf. Mit Thorsten trifft sie sich einmal wöchentlich. Es sind lockere Gespräche. „Seit genau einem halben Jahr trage ich heute die Fußfessel. Da hätten Sie mir eigentlich einen Kuchen backen können!“, scherzt Thorsten. „Stimmt, jetzt habe ich aber alles Süße aufgegessen“, antwortet Dittrich. Knapp 70 Klienten betreut sie. Nicht 100, so wie viele ihrer Kollegen. „Die Fußfessel dient als Tritt in den Hintern“, sagt sie. Sie sei zu lasch, sagen die Kritiker. Dittrich setzt auf Vertrauen, erlaubt Thorstens Wochenendbesuche bei Freundin und Sohn in Göttingen. Bahntickets zum Beweis muss er nicht vorlegen.

Thorstens Vergangenheit war ein ständiges Hin und Her. Die einzige Konstante: Haschisch. Der Vater schlug die Mutter. Thorsten zog mit seiner Mutter von Frauenhaus zu Frauenhaus. „In 29 Jahren bin ich bestimmt 26, 27 Mal umgezogen“, erinnert er sich. Mit 12 der erste Joint mit seinem Bruder, mit 17 Auszug, mit 18 ein Jahr auf der Straße. Es folgten Jahre mit mal mehr, mal weniger Drogen. „Zum Glück habe ich kein Heroin genommen, Gelegenheiten hatte ich genug“, sagt Thorsten. Seit sechs Jahren ist er mit seiner Freundin zusammen, die seit ihrem positiven Schwangerschaftstest keine Drogen mehr nimmt. Thorsten sucht wieder nach neuen Hobbys. Mit einem Kumpel, der nicht kiff, will er zum Angeln fahren, ein ganzes Wochenende. „Das ist sein Plan, der aber noch nicht mit mir abgesprochen ist“, schränkt Dittrich ein. Thorsten hat auch einen größeren Plan: Er will Familienvater sein, einer mit einem festen Gehalt. Sein Traum: Dass seine Freundin von Göttingen nach Frankfurt zieht und er einen ambulanten Entzug machen kann. Ein harter Schnitt wird das, das weiß er. „Aber ich habe ein festes Ziel.“ Auch Andrea Dittrich hofft: „Er hat eine Tagesstruktur und hat sich etwas aufgebaut. Das sind die besten Voraussetzungen.“ Im Spätsommer 2013 ist er seine Fußfessel los.



Anfeindung per Post: Obwohl Andreas Kühn seine Unschuld beteuert, halten viele ihn für den Täter

ABGESTEMPELT

ANDREAS KÜHN SASS ELF JAHRE LANG IN HAFT. DER ANGEBLICHE BANKRÄUBER BETEUERT BIS HEUTE SEINE UNSCHULD. DOCH WER EINMAL VERURTEILT WIRD, HAT ES SCHWER, DAS GEGENTEIL ZU BEWEISEN. FÜR DIE JUSTIZ IST DER FALL ERLEDIGT

von Lucas Lamberty

Plötzlich ist da nur noch Dunkelheit und Stille. Verschwunden ist der Gerichtssaal, in dem er zuvor noch unter den ersten Maisonnenstrahlen blinzelnd auf der schwarzen Anklagebank gesessen hat. Verstummt sind die aufgeregte flüsternden Stimmen der Zuschauer und Journalisten hinter ihm, die seinen Prozess seit Wochen verfolgt haben. Wie durch einen Schleier sieht er die dunklen Umrisse der fünf Gestalten, die an diesem Freitagnachmittag sein Leben für immer verändert haben. Zu 13 Jahren Haft sei er gerade verurteilt worden, erklärt ihm später sein Rechtsanwalt, als sich der Saal langsam leert.



Dieselbe Person? Kühn (l.) und das Phantombild des Bankräubers



Als Bodyguard beschützte er viele bekannte Persönlichkeiten



Er war sozial engagiert, arbeitete für das THW und betreute Kindergruppen



Mit seinem Verein gewann Kühn viermal die deutsche Meisterschaft im Schautanz

Der 11. Mai 2001 wird Andreas Kühn für immer in Erinnerung bleiben. Damals verurteilt ihn das Stuttgarter Landgericht für ein Verbrechen, das er bis heute bestreitet. Es ist der Anfang einer 4.392-tägigen Leidenszeit. „Das ist, wie wenn alle zur Trauerfeier kommen und dich begraben. Wenn alle dann wieder weg sind, klopfst du und sagst: Hallo, ich bin doch gar nicht tot.“ Doch der Grabstein bleibt. Und damit die Dunkelheit. Dabei hätte alles ganz anders kommen können. Ließe sich das Leben in Jahreszeiten unterteilen, dann stand Andreas Kühn ein vielversprechender Frühsommer bevor. Gerade hatte er sich mit einem eigenen Sicherheitsdienst selbstständig gemacht. Die Auftragsbücher sind voll, der große Erfolg nah. Der damals 26-jährige Stuttgarter träumt von Familie, denkt ans Häuslebauen. In seiner Freizeit betreut er Jugendgruppen. Zum vierten Mal gewinnt er 2000 mit seinem Karnevalsverein die Deutsche Meisterschaft im Schautanz.

Doch statt Sommer folgt Winter. Und mit dem Winter das lange Warten auf den Frühling. Seit mehreren Monaten ist Kühn wieder auf freiem Fuß. Wer ihn heute besuchen will, trifft ihn in der Villa von Rainer Glöckle in Stuttgart-Altenburg. Der Unternehmer hat Kühn während seiner langen Haftzeit unterstützt. Es ist ein Mittwoch im März, Kühn steht auf der Terrasse und schaut auf die Dächer der Stadt, die in den ersten Sonnenstrahlen des Jahres glänzen. Sein Blick schweift über die Kirchengipfel und die moderne Mercedes-Benz-Arena in der Ferne. Als er damals verurteilt wurde, spielte der VfB Stuttgart noch im Gottlieb-Daimler-Stadion. Viel hat sich seitdem verändert im Leben des Andreas Kühn. Als die Polizei am 25. Juli 2000 um neun Uhr morgens mit einem Durchsuchungsbefehl an seiner Tür klingelt, liegt Kühn noch im Bett. Er wird verdächtigt, zwischen 1995 und 1998 mit einer Gorillamaske verkleidet vier Banküberfälle in Stuttgart begangen zu haben. 50.000 Mark hatte der Täter damals erbeutet. Lange tappte die Polizei im Dunkeln, eher zufällig stößt sie auf Kühn. Er wohnt in unmittelbarer Nähe der Tatorte und soll mit seinem Verein einen Tanz aufgeführt haben, bei dem eine Gorillamaske verwendet wurde. „Ich habe das nicht ernst genommen, mir kam das vor wie ein großer Witz“, sagt er. Doch der Verdacht erhärtet sich, als die Polizei in Kühns Wohnung weiße Stoffhandschuhe findet, wie auch der Täter sie getragen hat. Auch ein Wandkalender wird entdeckt, in dem die Überfalltage 1995 mit einem „Ü“ gekennzeichnet sind. Die Polizei ist sich sicher:

Sie hat den Täter. Sie nimmt Kühn fest. Es ist der Dienstag des Concorde-Unglücks in Paris. Doch die Bilder, die abends in der „Tagesschau“ über den Fernsehschirm flimmern, sieht er in seiner Zelle nicht.

Die Beamten drängen ihn, die Tat zuzugeben. Die Beweise sprächen gegen ihn, sagt auch der Haftrichter, er stehe unter Tatverdacht, ihn erwarte eine lange Haftstrafe. „In dem Moment habe ich gemerkt: Moment mal, jetzt versuchen die, mir alles kaputt zu machen. Das ist ein Gefühl, als wenn einem die Luft zum Atmen genommen wird, sich die Kehle ganz langsam zuschnürt.“ Er spürt, wie sich das kalte Metall der Handschellen um seine Handgelenke legt, sieht das zufriedene Grinsen des Polizeikommissars. Keine Luft. Er muss atmen. „Ich war’s doch nicht“ schreit er, stürmt auf den Richter zu und nimmt ihn in den Schwitzkasten. Der Kommissar zieht seine Waffe und schießt Kühn in den Oberschenkel. Schnell wird er überwältigt. Als er wieder klar denken kann, fragt er den Polizisten, warum er ihm nicht in den Kopf geschossen habe. „Weil ich nicht getroffen habe“, sagt der.

In der Urteilsbegründung wird es später heißen, Kühn habe mit einem Brieföffner eine Stichbewegung in Richtung des Richters gemacht. Eine Aussage, der sowohl der damalige Haftrichter als auch die Polizeibeamten widersprechen.

Neun Monate sitzt Kühn in Untersuchungshaft. Endlich beginnt im April 2001 der Prozess. 105 Zeugen und Sachverständige hört Klaus Teichmann, der Vorsitzende Richter der Ersten Strafkammer des Landgerichts Stuttgart, in den elf Prozesstagen an. Von Anfang an steht das Verfahren unter dem Eindruck des Richter-Angriffs. Staatsanwalt Matthias Inselsberger wertet die Attacke als versuchten Totschlag. Doch ein Gutachten des psychiatrischen Sachverständigen Peter Winkler argumentiert, dass bei einem Unschuldigen eine Verminderung der Steuerungsfähigkeit vorliegen könne, wenn er mit einer Situation wie der Haftbefehlseröffnung konfrontiert wird. Das Gutachten wird ignoriert. Für die Banküberfälle gibt es keine Beweise, die Staatsanwaltschaft arbeitet mit Indizien. Hauptindiz ist das Foto einer Überwachungskamera in der Bank, die das Ohr des Täters zeigt. Der vom Gericht einbestellte Sachverständige, ein pensionierter Polizeibeamter, kommt zu dem Schluss, dass kein Merkmal vorliegt, das Kühn als Täter auf dem Foto vollständig ausschließt. Das reicht dem Gericht. Für die anderen Indizien hat Kühn eine Erklärung. Die Zeitungsartikel über die Überfälle, die bei ihm gefunden wurden, hat er aus beruflichem Interesse gesammelt, auch die „Üs“ sind seiner Neugierde geschuldet, schließlich fanden die Überfälle in unmittelbarer Nachbarschaft statt. Die wei-

ßen Stoffhandschuhe trägt er beim Schautanz. Im Gericht glaubt ihm keiner. Aber die Gorillamaske wird nie gefunden, ein schlüssiges Motiv für die Tat liefert die Staatsanwaltschaft nicht. Kühns Alibi überzeugt das Gericht ebenso wenig wie ein Phantombild, das nach einem der Banküberfälle angefertigt worden ist und sich deutlich von Kühn unterscheidet. Selbst die zwei Zeugen, die den Täter ohne Maske in der Bank gesehen haben und Kühn als Täter ausschließen, können das Gericht nicht umstimmen.

Lange muss Kühn am 11. Mai 2001 warten, bis sich die Tür seiner Zelle öffnet und er zur Urteilsverkündung abgeholt wird. Ein letztes Mal nimmt er auf der Anklagebank im Gerichtssaal 1 Platz. Um 15.30 Uhr befindet ihn Richter Klaus Teichmann für schuldig. Er bekommt 13 Jahre, fünf für den Angriff auf den Haftrichter, acht für die Banküberfälle. Auch die Revision beim Bundesgerichtshof in Karlsruhe kann daran nichts ändern. Kühn ist rechtskräftig verurteilt. „Damals wurde mein ganzes Leben zerstört.“ Er geht hinter Glöckle die Treppe runter ins Arbeitszimmer im Keller der Villa. Glöckle betreibt von hier aus einen Sicherheitsdienst, für den auch Kühn früher als Chauffeur gearbeitet hat. Hier hat er alle Akten zum Fall Kühn gesammelt. Das kleine Zimmer hat kein Fenster, nur das gelbe Licht der Deckenlampe erhellt Kühns rundes Gesicht und das schütterere Haar. Nächstes Jahr wird er 40. Die Zeit im Gefängnis hat Spuren hinterlassen. Dennoch spricht er ruhig, beinahe nüchtern über seine Vergangenheit. „Die haben damals einen Sündenbock gesucht. Die Justiz geht über Leichen.“ Er ließ sich nicht brechen. Im Dezember 2001 fordert Kühn seine Ermittlungsakten an. Die nächsten Monate verbringt er auf seiner Zelle und durchlebt das Verfahren noch einmal im Kopf. Er liest juristische Literatur, beschäftigt sich mit den Möglichkeiten eines Wiederaufnahmeverfahrens. Doch ohne Unterstützung von außen geht es nicht. Er schreibt einen Brief an seinen ehemaligen Chef Glöckle. Der hatte ein großes Stuttgarter Unternehmen jahrzehntelang als Prozessbevollmächtigter in den USA vertreten und weiß, worauf es ankommt. „Schon nach zwei Stunden habe ich gesagt: Das stimmt doch hinten und vorne nicht“, sagt Glöckle. Plötzlich ist da ein kleines Licht in der Dunkelheit. Kühn schöpft Hoffnung. Doch der Weg des Wiederaufnahmeverfahrens ist steinig. Seit den fünfziger Jahren waren nur eine Handvoll erfolgreich. Rechtsexperten bemängeln schon lange die fehlende Bereitschaft der Justiz, Fehler einzugestehen. Um Aussicht auf Erfolg zu haben, muss der Antragsteller einen neuen Beweis vorlegen, der im vorangegangenen Prozess noch nicht berücksichtigt worden ist. Der Grundsatz „Im Zweifel für den Angeklagten“ gilt nicht.

Kühns Leben im Gefängnis geht weiter. „Man muss sich in der Haft eine Überlebensstrategie zurechtlegen“, erklärt er. Seine ist das Theaterspielen. „Wenn ich in einer Rolle war, konnte ich dem tristen Alltag entfliehen.“ Am liebsten kämpft er als Sancho Panza zusammen mit Don Quijote gegen Windmühlen. Daneben singt er in einer Rockband und im Kirchenchor, wird von seinen Mitgefangenen zum Insassenvertreter gewählt. Viele der anderen Sträflinge brechen zusammen, Kühn wehrt sich, lässt sich nichts gefallen. „Dieser Weg wird kein leichter sein, dieser Weg wird steinig und schwer“ – 2005 hört er Xavier Naidoo im Radio, schnell wird es sein Lieblingslied. Im August 2006 stirbt seine Mutter an einem Herzschlag, nur wenige Tage nach seinem 31. Geburtstag. Auf ihren Geburtstagsbesuch wartet er vergeblich. Er glaubt, sein Schicksal habe sie zerbrechen lassen. Zur Beerdigung auf dem Stuttgarter Waldfriedhof fährt er in einem grünen Mannschaftsbus der Polizei. Mit Hand- und Fußfesseln steht er hinter dem Sarg seiner Mutter und liest aus einem Buch, das er im Gefängnis bekommen hat: „Nimm dir Zeit zu leben.“ Die zwei Polizisten weichen nicht von seiner Seite, als er zwischen den alten Bäumen zum Grab schreitet.

Um Kühns Unschuld zu beweisen, engagiert Glöckle den Stuttgarter Strafverteidiger Ekkehart Kiesewetter. Der Anwalt stellt 2008 beim Landgericht in Ravensburg einen Antrag auf Wiederaufnahme des Verfahrens. Friedrich Rösing, ein renommierter Anthropologe, hat 17 Merkmale herausgearbeitet, die den Bankräuber auf dem Foto von Kühn unterscheiden. „Wäre mein Gutachten bei der Verurteilung von Herrn Kühn verwendet worden, wäre der Prozess wohl sofort vorbei gewesen“, ist sich Rösing heute sicher. Das Gericht lehnt den Wiederaufnahmeantrag ab, da es Rösings Gutachten nicht als neuen Beweis wertet. Kiesewetter erreicht vor dem Oberlandesgericht, dass das Verfahren trotzdem wieder aufgenommen wird. Ein weiteres Gutachten soll Aufschluss geben. Die Anthropologin Ursula Wittwer-Backofen will nicht ausschließen, dass Kühn der Mann auf dem Foto ist, bevor sie ihn nicht direkt untersucht hat. Es geht um die Frage, ob Kühn ein Muttermal am Ohr hat, wie der Täter auf dem Foto. Doch zur Untersuchung kommt es nicht, die Anstaltsleitung genehmigt den Abtransport Kühns nicht – wegen Sicherheitsbedenken. Den Bezug zur Außenwelt hat Kühn da bereits weitestgehend verloren. Während seine Freunde von früher Familien gegründet haben und beruflich erfolgreich sind, sitzt er immer noch hinter Gittern. Die Welt hat sich weiter gedreht: In den Läden wird mit Euros bezahlt, soziale

Netzwerke wie Facebook kennt er nur vom Hörensagen. „Als ich 2012 entlassen wurde, war das ein totaler Kulturschock“, sagt er.

Trotz eines weiteren Gutachtens des Dermatologen Rolf Staudhammer, der bestätigt, dass es sich auf dem Überwachungsfoto des Täters um eine Hautveränderung handelt, die bei Kühn fehlt, verwirft das Landgericht Ravensburg im November 2011 das Wiederaufnahmeverfahren. Auch eine Beschwerde beim Oberlandesgericht Stuttgart bleibt ohne Erfolg. Doch zum ersten Mal bekommt Kühn Freigang, besucht zusammen mit dem Gefängnisseelsorger seine Familie. Am 26. April 2012 wird er schließlich auf Bewährung entlassen.

Heute arbeitet Kühn als Berufskraftfahrer in einem Unternehmen. Er tanzt wieder Schautanz, spielt Theater, leitet Jugendgruppen. „Die Justiz und die Polizei haben damals mein Leben zerstört. Ich habe es mir zurückgeholt“, sagt er lächelnd. Er ist optimistisch. Zusammen mit Glöckle und Anwalt Kiesewetter will er seine Unschuld beweisen. „Ich bin von der Schuld Kühns überzeugt“, sagt dagegen der Staatsanwalt Matthias Inselsberger, der mittlerweile Oberstaatsanwalt am Landgericht Ravensburg ist. Er würde alles wieder genau so machen. Für Justiz und Polizei ist der Fall schon lange abgeschlossen.

„Es gab eine Zeit, da war der Hass ziemlich groß“, sagt Kühn. „Aber in meinem Leben hat er keinen Platz, weil er mich aufrisst. Bei mir hat sich einfach ganz viel verändert.“ Er sitzt wieder draußen auf Glöckles Terrasse und schaut ins Tal. Dort unten liegt das Gerichtsgebäude, in dem damals seine Irrfahrt durch die deutsche Justiz begonnen hat. Die Banken, die er überfallen haben soll. Sein altes Leben. Die Sonne kommt hinter einigen Wolken hervor. Seine Augen blinzeln: „Ich genieße die ersten Sonnenstrahlen und den Sommer, der jetzt kommt. Mit dem Winter habe ich Schluss gemacht, ich konnte nichts damit anfangen.“



Nach der Haft erlebt Andreas Kühn erstmal einen Kulturschock

SR

Auf der Aussichtsplattform des Main Towers in Frankfurt wird Bankdirektor Yushi Markito tot aufgefunden. Äußerlich ist an der Leiche nichts zu erkennen. In seinem Aktenkoffer stecken eine Briefftasche mit zehn Euro Bargeld und ein Terminkalender. Gefunden wird am Tatort außerdem ein Bembel.

Polizei-Sonderkommissarin Christl Mett wird wegen der besonderen Relevanz des Falles aus Frankfurt/Oder angefordert. Sie war zuvor noch nie am Main, wurde aber schon häufiger in Tschechien eingesetzt. Begeben Sie sich mit ihr auf einen Trip durch Frankfurt, um den Fall zu lösen. Entscheiden Sie, was Sie als erstes tun!

Bembel untersuchen



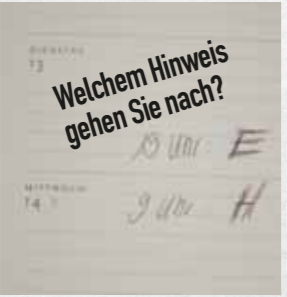
Ihnen kommt der Bembel bekannt vor. Er erinnert Sie an Ihr letztes Wochenende in der Apfelweinwirtschaft.

Forensiker mit der Untersuchung beauftragen.

Der Forensiker hinterlässt Ihnen eine unleserliche Nachricht auf einem Papierschnipsel.
.iowelddE mi ttiE

Sie befragen die Sekretärin des Toten nach Alkohol am Arbeitsplatz.

Terminkalender sichten



Sie glauben, dass E für Ebbelwoi steht

Sie versacken in der Apfelweinwirtschaft mit Christl Mett.

Selbst in der Weinwirtschaft recherchieren.

Am Nebentisch hören Sie jemanden über den Verstorbenen sprechen.

Sie recherchieren in der Weinwirtschaft

Sie gesteht, dass sie nach Feierabend oft Ebbelwoi mit dem Direktor getrunken hat.

Herbert

Herbert berichtet, dass Markito systematisch Akten gefälscht hat. Halten Sie ihn für glaubwürdig?

Sie untersuchen die Akten, finden aber keine Auffälligkeiten.

Früher Feierabend

Der Drogendezernent ist von einem plötzlichen Schneesturm überrascht worden und vorerst nicht zu erreichen.

Sie setzen sich dazu und treffen die Ehefrau des Toten.

Sie fragen weiter

Sie wollen sich eine zweite Meinung beim Drogendezernenten holen.

Herbert verstrickt sich bei der Befragung in Widersprüche, kann aber entweichen. Bei der Verfolgung springt er in den Main. Sie können den Fall nicht abschließen.

Sie befragen die Sekretärin nach Ebbelwoi am Arbeitsplatz.

JA

Als die Sekretärin kurz den Raum verlässt, sehen Sie Ihre Chance gekommen.

Sie durchsuchen den Apothekenschrank.

Sie fragen den Forensiker.

Sie fahren zur Sekretärin des Toten, um sie zu befragen.

Die Ehefrau ist ratlos. Sonst war sie häufig abends mit ihrem Mann auf der Aussichtsplattform, um Ebbelwoi zu trinken, aber nicht am Tatabend.

Sie befragen den Geschäftspartner Herbert nach Markitos Trinkgewohnheiten.

Markitos Sekretärin heißt Hermine, sein Geschäftspartner Herbert. Wen befragen Sie?

Nein. Sie befragen die Sekretärin.

Die Sekretärin des Toten gesteht, ein Verhältnis mit Markito gehabt zu haben. Sie beschuldigt die eifersüchtige Ehefrau von Yoshi Markito, den Mord begangen zu haben.

Nicht verzagen. weiter fragen.

Ehefrau fragen

Sie finden eine verdächtige Substanz.

Sie lassen sie vom Forensiker untersuchen.

Sie beraten sich mit Christl Mett. Mit ihr können Sie drei Tage durcharbeiten.

Christl Mett gibt Ihnen den Hinweis, dass ein Bembel üblicherweise zehn Euro kostet – genau so viel, wie der Tote dabei hatte.

Sie nehmen Fingerabdrücke und vergleichen sie mit denen auf dem gefundenen Bembel. Sie stimmen überein.

Die Sekretärin hat Gift in den Ebbelwoi gemischt, um ihren Chef zu töten. Er wollte ihre Beziehung beenden. Sie stoßen mit Christl Mett auf den gelösten Fall an.



BONBONS KLAUEN

Ich war vielleicht fünf, da habe ich in der Bäckerei Haribos eingesteckt. Als die mir daheim aus der Tasche gefallen sind, gab's Ärger: Zwei Stunden Krisengespräch. Ich musste die sauren Gurken zurückbringen und mich entschuldigen. Danach hab ich nie wieder was geklaut.

WERT: ca. 40 Pfennig

DELIKT: Diebstahl (§ 242 StGB)

STRAFE: Freiheitsstrafe bis zu fünf Jahren oder Geldstrafe

SCHADEN: Diebstahl kostet den Einzelhandel jedes Jahr etwa 1,9 Milliarden Euro



ILLEGALES DOWNLOADEN

Kaum hatte ich das Programm heruntergeladen, hab ich es auch schon wieder von meinem PC gelöscht. Alle meine Freunde laden Musik herunter, nur die Idealisten kaufen ab und an ein Album ihrer Lieblingsband

WERT: 99 Cent pro Song

DELIKT: Unerlaubte Verwertung urheberrechtlich geschützter Werke (§ 106 UrhG)

STRAFE: Freiheitsstrafe bis zu drei Jahren oder Geldstrafe

SCHADEN: Illegale Downloads verursachen alleine in Deutschland einen wirtschaftlichen Schaden von ca. 1,2 Milliarden Euro



RAUCHEN IM RAUCHVERBOT

Vor kurzem bin ich rauchend in die U-Bahn-Station gelaufen – trotz der Verbotsschilder. Hab' mich auch rebellisch gefühlt, bis der Sicherheitsdienst kam.

WERT: Nicht in die Kälte müssen

DELIKT: Verstoß gegen das Nichtraucherschutzgesetz

STRAFE: Geldstrafen, je nach Bundesland zwischen 5 und 5.000 Euro (Spitzenreiter: Sachsen)

SCHADEN: Laut einer WHO-Studie sterben weltweit jährlich ca. 600.000 Menschen durch Passivrauchen



VERSICHERUNG BESCHUMMELN

Mein iPhone plumpste auf den Asphalt. Kaputt. Display schrott. Ich schickte meiner Versicherung einen tränendrüsigem Brief: Mein iPhone sei geklaut worden. Einen Monat später hatte ich ein neues Handy.

WERT: ca. 699 Euro

DELIKT: Betrug (§ 263 StGB)

STRAFE: Freiheitsstrafe bis zu fünf Jahren oder Geldstrafe

SCHADEN: Der Gesamtschaden, der in Deutschland jährlich durch Versicherungsbetrug verursacht wird, wird auf vier Milliarden Euro geschätzt



BEI ROT ÜBER DIE AMPEL

Wenn Kinder da sind, dann warte ich auf Grün. Aber sonst? Ich hab's halt immer eilig auf dem Fahrrad, und wenn die Straße frei ist, dann hält mich keine Ampel auf

WERT: Drei Minuten Zeitersparnis

DELIKT: Verstoß gegen die Straßenverkehrs-Ordnung

STRAFE: Kürzer als eine Sekunde rot: 45 Euro, länger als eine Sekunde: 100 Euro plus einen Punkt

SCHADEN: Im Jahr 2011 wurden 399 Fahrradfahrer im Straßenverkehr getötet



SCHWARZFAHREN

Als ich am HVV-Kartenautomaten stand, hatte ich die Wahl: 60 Euro für eine Monatskarte oder doch Schwarzfahren. Ich habe nicht bezahlt. Dafür bin ich in den folgenden 31 Tagen paranoid S-Bahn gefahren

WERT: 2,95 Euro pro Fahrt

DELIKT: Beförderungerschleichung/

Erschleichung von Leistungen (§ 265a StGB)

STRAFE: Geld- oder Freiheitsstrafe bis zu einem Jahr

SCHADEN: Nach Angaben des Verbands Deutscher Verkehrsbetriebe (VDV) jährlich ca. 350 Mill. Euro Umsatz



AUF DEM Absprung

von Louisa Riepe

JEDER HÄFTLING ZÄHLT DIE TAGE BIS ZUR ENTLASSUNG. DOCH DER SPRUNG VOM GEFÄNGNISALLTAG IN DIE FREIHEIT IST SCHWER. DIE ALTEN PROBLEME HOLEN ETLICHE TÄTER WIEDER EIN – EIN DRITTEL VON IHNEN WIRD SCHNELL WIEDER RÜCKFÄLLIG. DIE GESCHICHTE VON ZWEIEN, DIE ES SCHAFFEN WOLLEN

In seiner dünnen Jogginghose und dem Karohemd tritt er an einem kalten Dezembertag durch das Tor. Er besitzt nur die Kleider, die er am Leib trägt, in der Tasche sind 364 Euro. Es ist der Tag seiner Entlassung aus dem Gefängnis. Der erste Weg wird ihn zum Frankfurter Bahnhof führen. Nach neun Monaten in Haft giert er nach Heroin.

Drei Monate später schippt Damir Gudac am Mainufer Schnee. Nach umgerechnet 684 Stunden gemeinnütziger Arbeit sind die letzten 50 Tage seiner Haftstrafe abgeleistet. In der Frankfurter Jugendherberge übernimmt er kleinere Reparaturen oder entsorgt Altglas. „Seit dem ersten Tag hat er einen guten Eindruck gemacht“, sagen die Kollegen. „Er erledigt seine Sachen selbstständig“, sagt Stefanie Hilz, seine Betreuerin vom Verein für Haftentlassenenhilfe, die ihm den Job in Sachsenhausen verschafft hat.

»DER STRAFVOLLZUG IST DIE SACKGASSE ALLER SOZIALEN PROBLEME UNSERER GESELLSCHAFT«

Peter Rettenbeck

„Das sind Leute, die müssen erst mal was zu verlieren haben“, sagt Rettenbeck.

Bis zu neun Monate können Haftentlassene in den Häusern des Vereins unterkommen. Dann müssen sie auf eigenen Beinen stehen, sich einen Job suchen. „Häufig ist es so, dass sie über die gemeinnützige Arbeit Geschmack daran finden, jeden Morgen aufzustehen, jeden Morgen erwartet zu werden – und auch Anerkennung zu bekommen.“ Doch viele Arbeitgeber wollen das Risiko nicht eingehen, einen Straftäter einzustellen.

Haydar Saticilar hatte Glück. Direkt aus der Haft will ihn eine Firma als Gebäudereiniger einstellen. Dass er wegen schweren Raubes zu einer Haftstrafe von sechs Jahren verurteilt wurde, spielt kaum eine Rolle. Die Tat ist ihm bis heute unerklärlich: „Wie ich da drauf gekommen bin, das weiß ich leider bis jetzt noch nicht“, erzählt der Hüne mit gesenktem Blick. Kaum etwas sagt er darüber, was genau passierte. Nur so viel: Bis zum Jahr 2009 führte er ein kleines Unternehmen mit 15 Mitarbeitern. Es lief schlecht, am Ende konnte Saticilar seine Leute nicht mehr bezahlen. „Ich hatte Verantwortung, und dazu konnte ich nicht stehen“, sagt er leise und versucht, seine Hände ruhig zu halten.

Die letzten vier Jahre hat er sich mit Backgammon und Sport vertrieben, „man hat viel Zeit zu denken.“ Gerade ist er nach Frankfurt verlegt worden, weil es in der Justizvollzugsanstalt IV spezielle Programme gibt, um Häftlinge auf ihre Entlassung vorzubereiten. Saticilar ist „auf zwei Drittel geplant“, sagt Sozialarbeiterin Jessica Scholz und erklärt, dass das letzte Drittel seiner Strafe zur Bewährung ausgesetzt werden kann. In verschiedenen Kursen bereitet sie Gefangene auf den Alltag vor: Wäsche waschen und Knöpfe annähen, Arbeitslosengeld beantragen und Bewerbungsunterlagen schreiben. Ein geordnetes Leben haben viele nie geführt. „Der Gefangene muss erst auf das Leben in Freiheit vorbereitet werden“, sagt Anstaltsleiter Uwe Röhrig. „Haft light“ nennt das Peter Rettenbeck. „Das ist alles toll, aber es ist ein Tropfen auf den heißen Stein.“

Dabei ist Gudac längst wieder auf Drogen. Im Gefängnis war er clean, doch kaum zurück in Freiheit, trifft er die alten Freunde wieder. „Ich kenne in Frankfurt nur andere Drogenabhängige“, sagt er. Einer schuldet ihm noch Geld, so finanziert er seine Sucht, bis das erste Geld verbraucht ist. „Mich zieht’s immer zu solchen Leuten, seitdem ich laufen kann.“ Eine Kindheit bei der Großmutter in Kroatien, der Vater war aggressiv, die Jugendfreunde Drogendealer. Irgendwann spritzt er sich zweimal täglich Heroin und kauft im Supermarkt Schnaps, um ihn anschließend auf der Straße zu verkaufen. „Beschaffungskriminalität“ nennen Polizisten das. Neun Monate bekommt Gudac insgesamt.

Mithäftlinge berichteten Gudac vom Frankfurter Projekt „Schöne Aussicht“, das sich um ehemalige Häftlinge kümmert. Dabei geht es um deren Wiedereingliederung in die Gesellschaft. Ein Drittel aller Täter wird innerhalb von drei Jahren nach der Entlassung aus dem Gefängnis wieder straffällig. „Wenn sie rauskommen, ist die Situation letztlich schlechter als vorher“, sagt Peter Rettenbeck, der Vorsitzende der Haftentlassenenhilfe.

Die alten Probleme tauchen nach der Haft wieder auf: Arbeits- und Wohnungslosigkeit, Schulden, Sucht und fehlende soziale Beziehungen. „Der Strafvollzug ist die Sackgasse aller sozialen Probleme unserer Gesellschaft“, davon ist Rettenbeck überzeugt. Als erstes brauchen diese Menschen eine Wohnung.

freiheit

Damir Gudac ist schon einen Schritt weiter. Mit einem weiteren Ex-Häftling teilt er sich eine winzige Zwei-Zimmer-Wohnung am Mainufer. Auf seinem kurzen Heimweg könnte er die Kormorane sehen, die sich elegant am Portikus niederlassen. Doch dafür hat Gudac keinen Blick. Er wird ungeduldig, muss am Straßenrand warten. „Ich hasse diese Ampel.“

Mit dem schweren Schlüsselbund öffnet er drei Türen, am Hauseingang, zur Wohnung und die seines eigenen Zimmers. Als er in Untersuchungshaft war, haben andere Drogensüchtige sein Lager geplündert. Viel ist es nicht, was Gudac noch besitzt. Am Schrank hängt ein Rosenkranz. Zwei Hosen, ein paar Pullover und Unterwäsche hatte er noch bei seinen Eltern. „Mein Vater weißt nicht mal, dass ich im Knast war“, sagt Gudac und schaut aus dem Fenster. Er blickt geradeaus auf die Frankfurter Arbeitsagentur.

Dort hat man ihm geraten, Rente zu beantragen. Gudac ist erst 37 Jahre alt. Aber die Drogensucht hat seinen Körper mitgenommen, die Zähne sind schlecht, die Schultern schmal, die Leber kaputt, Hepatitis B und C. In den neunziger Jahren

hat er eine Lehre als Maschinenbaumechaniker abgeschlossen, aber das ist lange her. „In der Haft habe ich wieder angefangen, ein bisschen zu schweißen. Aber heute würde ich mich nicht mehr trauen, an einer Fräse zu arbeiten“, sagt er. Sobald wie möglich soll er eine stationäre Drogentherapie beginnen. Das steht in seinem Urteil. Ob er die Entgiftung freiwillig machen würde? „Wahrscheinlich nicht.“

Haydar Saticilar wird Schritt für Schritt an die Freiheit gewöhnt: Alle zwei Wochen darf er seine Familie besuchen. Die Ausgangszeit wird so lange gesteigert, bis er für den offenen Vollzug bereit ist. Dann kann er auch seinen Job antreten. „Auf jeden Fall werde ich mein Leben wieder aufbauen und ganz normal weiterleben, ohne kriminelle Sachen.“ Mutter, Bruder und Schwester warteten schon auf seine Entlassung, bevor er sich eine eigene Wohnung leisten kann. Für die Sozialarbeiter in der JVA IV ist seine Entwicklung ein Erfolg: „Wer den Entlassungsvollzug gemacht hat, der hat eine gute Prognose“, sagt Jessica Scholz. Aber erst in Freiheit wird sich zeigen, was die Entlassung ihm bringt: Rückschritt oder Neustart.



Zu Hause wartet schon die Familie: Haydar Saticilar will endlich raus

die redaktion



1 / Felicia Schneiderhan
(25) aus Dellmensingen
findet textliche Abrissbirnen
kriminell.



2 / Barbara Wege
(27) aus Fulda lässt sich von
keiner Position einschüchtern –
auch nicht im Fußball.



3 / Emily Ulbricht
(23) aus Berlin kann sich
nicht entscheiden.



4 / Tobias Fülbeck
(24) aus Essen hat noch nie
einen solchen Wutausbruch
verschuldet wie den von
Joachim Król.



5 / Gabriel Kords
(24) aus Greifswald ging lange
und ausdauernd spazieren –
auch im Schneesturm.



6 / Julia Born
(24) aus St Andrews weiß jetzt, dass
Maden mit dem Hinterteil atmen.



7 / Louisa Riepe
(21) aus Osnabrück war gerne im
Gefängnis – zu Besuch.



8 / Stephan Klenner
(23) aus Stadtallendorf ist bei der
Vorratsdatenspeicherung von keiner
Schwarz-Weiß-Lösung überzeugt.



9 / Anna K. Bernzen
(23) aus Mannheim hat
die Richterbank genau
vermessen.



**11 /
Judith Uhlmann
Verena Lugert
Astrid Csuraji**
(30+) aus aller Welt,
sind meist einer Meinung.



10 / Armin Peter
(23) aus Berlin will
Christl Mett lieber nicht
persönlich kennenlernen.



13 / Lucas Lamberty
(23) aus Heidelberg.
Bei Anruf: Liebe.



12 / Jessica Deringer
(21) aus München kann jetzt
problemlos Fenster aufstemmen.



14 / Lena Niethammer
(23) aus Düsseldorf hält Ballett
nun für die wahre Gefahr.

Die Journalisten-Akademie der Konrad-Adenauer-Stiftung gibt jährlich mehrere Magazine heraus, die in verschiedenen Seminaren entstehen. Hier eine Auswahl:

Prototyp
Interdisziplinäres Projekt 2007
in Stuttgart



All inclusive
ThemenAkademie Print 2010
in Bonn

Klimamacher
Interdisziplinäres Projekt 2008
in Stuttgart



Ätsch
Interdisziplinäres Projekt 2011
in Hamburg

20 nach
Interdisziplinäres Projekt 2009
in Leipzig



PlanE
Interdisziplinäres Projekt 2012
in Hamburg

Schichtwechsel,
Interdisziplinäres Projekt 2010
in Hannover



Gordo
Interdisziplinäres Projekt 2012
in Berlin

IMPRESSUM

Herausgeber:
Journalisten-Akademie der
Konrad-Adenauer-Stiftung e.V.
Rathausallee 12
53757 Sankt Augustin
Tel.: 02241 / 246-2550
E-Mail: journalisten-akademie@kas.de
www.kas.de/journalisten-akademie

Konzeption und Leitung: Astrid Csuraji (V.i.S.d.P.)
Chefredaktion: Verena Lugert
Redaktion: Anna K. Bernzen, Julia Born,
Jessica Deringer, Tobias Fülbeck, Stephan Klenner,
Gabriel Kords, Lucas Lamberty,
Lena Niethammer, Armin Peter, Louisa Riepe,
Felicia Schneiderhan, Emily Ulbricht, Barbara Wege
Lektorat: Martina Führer
Gestaltung: Judith Uhlemann
www.uhlemann-design.de
Druck: Bonifatius GmbH, Paderborn

PROFIL ist im März 2013 in Frankfurt am Main
entstanden. Es ist das Ergebnis eines zehntägigen
Ausbildungsprojekts.

Wir danken allen Gesprächspartnern für
Rede und Antwort, Anschauungsmaterial
(Thomas Zosel), Gastfreundschaft (Uwe Röhrig)
und Thesen zum Verknusen (Borwin Bandelow)
sowie den Auftritt als Gesamtkunstwerk
(Mark und Lydia Benecke – mit Hermine).

ISBN: 978-3-944015-54-5

© Konrad-Adenauer-Stiftung 2013,
alle Rechte vorbehalten.

